dtv
premium

Unkorrigierte Leseprobe

Erscheint im Oktober 2008
dtv premium, ca. 400 S.
€ 16,90 [D], € 17,40 [A], SFr [29,00]

Wir bitten die Sperrfrist 15. September 2008 zu beachten.
(Abweichungen nur nach Rücksprache)
Ihr Kontakt zur Presseabteilung bei dtv:
stuermer@dtv.de (Gesine Stürmer)

Hinweis:
Die Leseprobe enthält die ersten drei Kapitel dieses Buches. Das Lektorat des Textes ist noch nicht abgeschlossen. Vor einer eventuellen Veröffentlichung bitte den konkreten Stand der Korrekturen abfragen.

VINCENT BUGLIOSI

ANKLAGE WEGEN MORDES GEGEN

GEORGE W. BUSH

Aus dem Englischen von
Helmut Dierlamm,
Norbert Juraschitz und Werner Roller

Deutscher Taschenbuch Verlag

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe
Oktober 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2008 Vincent Bugliosi
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Prosecution of George W. Bush for Murder‹ (Vanguard Press/The Perseus Book Group)
www.dtv.de
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Redaktion: Verlagsservice Dr. Ulrich Mihr, Tübingen
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24714-6

Den Tausenden und Abertausenden von Männern, Frauen und Kindern, die in dem sinnlosen Krieg im Irak ihr Leben verloren haben, und all ihren Hinterbliebenen, deren Trauer nie enden wird. In der Hoffnung, dieses Buch trägt dazu bei, dass die Verantwortlichen vor Gericht gestellt werden.

Inhalt

Teil 1 . . . . . **xx**
Jemandem die Augen öffnen! xx
Warum George W. Bush in den Krieg zog xx

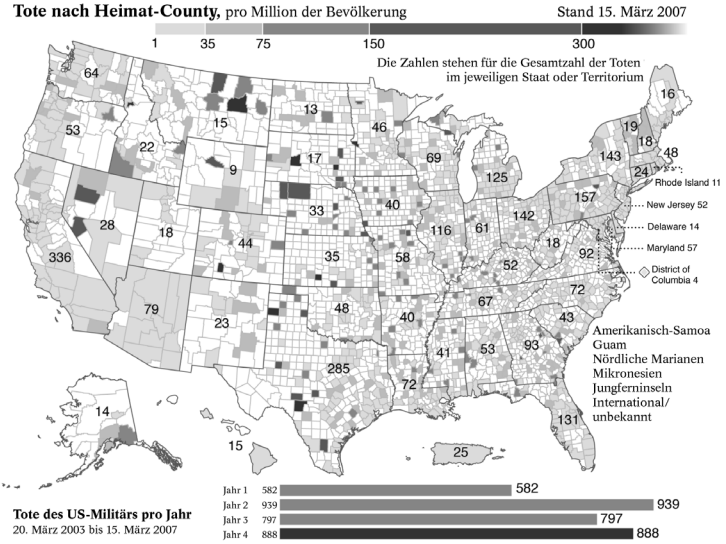
Teil 2 . . . . . **xx**
Vorrede zur Anklage wegen Mordes
gegen George W. Bush xx
Die Anklage wegen Mordes gegen George W. Bush xx

Teil 3 . . . . . **xx**
Bush hätte im Krieg gegen den Terror
kaum etwas schlechter machen können xx
Geht es mit Amerika aufwärts oder abwärts? xx

Danksagung . . . . . **xx**
Anmerkungen . . . . . **xx**
Register . . . . . **xx**

US-Tote in allen Regionen des Landes

In vier Jahren starben bei der Operation Iraqi Freedom mehr als 3200 Angehörige des amerikanischen Militärs.



Quellen: AP-Recherchen; US-Verteidigungsministerium

Der beste Gerichtsort, um George W. Bush wegen Mordes und Verschwörung zum Mord anzuklagen, wäre die amerikanische Hauptstadt Washington, wobei der Justizminister, vertreten durch das Justizministerium, als Anklagevertreter fungieren sollte. Nach der in diesem Buch festgestellten Rechtslage nach US-Recht kann jedoch auch jeder Justizminister eines Bundesstaats (oder jeder Staatsanwalt in jeder County eines Bundesstaats) Bush wegen Mordes und Anstiftung zum Mord anklagen, und zwar jeweils im Namen der Soldaten aus dem jeweiligen Staat oder dem jeweiligen County, die in Bushs Krieg ihr Leben gelassen haben. Dies gilt, wie auf der Karte zu sehen ist, für alle US-amerikanischen Staaten. Seit dem 15. März 2007, auf den die Karte datiert ist, sind natürlich mehrere Hundert weitere Soldaten in diesem Krieg umgekommen.

Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit.

Senator Hiram Johnson (1917)

Teil 1

Jemandem die Augen öffnen!

Einleitung

Das Buch, das Sie gerade lesen, handelt von dem meiner Meinung nach größten Verbrechen, das in der amerikanischen Geschichte je begangen wurde: George W. Bush, der Präsident der Vereinigten Staaten, führte sein Land unter Vorspiegelung falscher Tatsachen skrupellos in einen Krieg, durch den über 100 000 Menschen, darunter 4000 amerikanische Soldaten, eines gewaltsamen Todes starben. Dies ist natürlich nur die schlimmste Folge seiner Tat. Wir sollten nicht vergessen, dass außerdem Tausende und Abertausende von Menschen Verletzungen erlitten und zu Krüppeln gemacht wurden; Hunderttausenden wurden bleibende psychische Schäden durch den Krieg zugefügt, und Hunderttausende und Aberhunderttausende werden immer wieder vor ihrem geistigen Auge sehen, was mit ihren Angehörigen geschah.

Ich bin mir voll und ganz bewusst, dass die Beschuldigung, die ich gerade vorbringe, extrem ernst ist. Aber wenn es ein Sache gibt, auf die ich stolz bin, dann die, dass ich niemals eine Beschuldigung äußere, ohne sie durch eine beträchtliche Menge von Beweismaterial zu stützen. Sie werden am Ende vielleicht zu einer anderen Ansicht gelangen als ich, aber Sie werden zugeben müssen, dass ich viele Beweismittel vorgelegt habe, um meinen Standpunkt zu untermauern, was andere Leute häufig unterlassen. Wie oft finden Sie zum Beispiel eine scharfe, anklagende Überschrift in einer Zeitung oder einem Nachrichtenmagazin und stellen dann bei der Lektüre des Artikels fest, dass die Beschuldigung in der Überschrift entweder gar nicht oder nur sehr dürftig durch Fakten gerechtfertigt wird? Dergleichen ist nicht mein Stil.

Bevor ich mit dem Kapitel ›Die Anklage gegen George W. Bush wegen Mordes‹ zum Kernanliegen dieses Buches komme, will ich in diesem und den beiden folgenden Kapiteln einige grundlegende Dinge klären. Solange Sie mit diesen Grundlagen nicht vertraut sind, wird Sie meine Forderung, den Präsidenten der Vereinigten Staaten wegen Mordes anzuklagen, vermutlich schockieren. Dieser Schock ist ein Hindernis für mein Anliegen, das ich unbedingt aus

dem Weg räumen muss. Ich bin jedoch zuversichtlich, dass mir das gelingen und der unvoreingenommene Leser wie ich zu der Ansicht gelangen wird, dass in diesem Buch die juristischen Grundlagen für eine Anklage gegen George W. Bush gelegt werden, und, wichtiger noch, dass Beweismaterial vorgelegt wird, das ihn zweifelsfrei des Mordes überführen wird.

Wenn Winston Churchill etwas über den Zweiten Weltkrieg sagt und ein Obdachloser aus der New Yorker Bowery genau das Gegenteil, wem würden Sie glauben? Es gibt nur eine juristisch korrekte Antwort auf diese Frage, und sie lautet *nicht* »Winston Churchill«, was 99 Prozent der Befragten intuitiv sagen würden. Die einzig richtige Antwort lautet: Sie müssen anhören, was *beide* sagen.

Diese Antwort ist deshalb richtig, weil wir alle wissen, dass auch ein Weiser etwas Närrisches und ein Narr etwas Weises sagen kann. Wenn sich allerdings weder Churchill noch der Obdachlose bereits geäußert hätten und Sie gefragt würden: »Wer wird eher etwas Intelligentes über den Zweiten Weltkrieg sagen?«, würde die naheliegende Antwort natürlich »Churchill« lauten.

Worum geht es hier? Es geht um die Tatsache, dass die meisten Menschen sehen, was sie zu sehen erwarten, was sie sehen wollen, was sie sehen sollen, weil man ihnen das nahe gelegt hat, oder was sie der landläufigen Meinung nach sehen müssten. Sie sehen jedoch nicht, was sie unmittelbar vor Augen haben.[1] Dass ich ein wenig Zeit auf dieses Verhaltensmuster verwende, liegt daran, dass ich meinen Lesern die Augen für die Realität öffnen muss, weil sie nur dann die revolutionären Schlussfolgerungen und Empfehlungen dieses Buches akzeptieren werden.

Ich bin nicht, wie die ›Los Angeles Times‹ von mir sagte, ein »amerikanischer Meister des gesunden Menschenverstands«. Um ganz offen zu sein, ich komme mir nicht einmal besonders schlau vor. Zumindest in meinem Berufsleben habe ich jedoch die keineswegs mit besonderer Intelligenz verbundene Gabe, jede Person so zu sehen, dass sie ohne die Verkleidung vor mir steht, die andere ihr verpasst haben (ihren Ruf, den Rummel, der um sie gemacht wird, die landläufige Meinung über sie usw.).

Lassen Sie mich ein paar Beispiele für diese neutrale Sicht der Dinge anführen: Berichten zufolge soll Saddam Hussein für den Tod von über 300 000 Irakern verantwortlich sein. Aber als er am

19. Oktober 2005 in Bagdad wegen seiner zahlreichen Verbrechen gegen das irakische Volk vor Gericht gestellt wurde, traute ich meinen Augen nicht, als ich in der ›New York Times‹ las, welches Verbrechens er zuerst angeklagt wurde. Ein Anklagevertreter will ein Verfahren in aller Regel mit einer möglichst schweren Beschuldigung eröffnen, und Saddam hatte sich vermutlich in zahlreichen Fällen des Massenmords schuldig gemacht, etwa bei Gasangriffen gegen Kurden, bei der Tötung einer großen Zahl von Schiiten im Gefolge des ersten Irakkriegs, bei der Folterung und Ermordung von Tausenden von Irakern in seinen Gefängnissen und so weiter. Anstatt Saddam jedoch wegen eines dieser schweren Verbrechen anzuklagen, begann der irakische Staatsanwalt das Verfahren mit einer ausgesprochen schwachen Beschuldigung, ja, er erhob Anklage wegen einer Tat, die eigentlich gar kein Verbrechen war.

Laut dem Bericht (und später auch laut anderen Medien und sonstigen Quellen) waren am 8. Juli 1982 in der größtenteils von Schiiten bewohnten Stadt Dudschail, etwa 55 Kilometer nördlich von Bagdad, 12 bis 15 Schüsse auf Saddam Hussein abgegeben worden, als er mit seiner Wagenkolonne die Stadt nach einem Besuch wieder verließ.[2]

In der Folge nahmen die Sicherheitskräfte des Diktators 800 Einwohner von Dudschail fest und verhörten sie. Danach wurden etwa 400 alte Männer, Frauen und Kinder in ein Internierungslager in der Wüste nahe der saudischen Grenze deportiert und mehrere Jahre gefangen gehalten. Am 27. Mai 1984, fast zwei Jahre nach dem Anschlag, unterzeichnete Saddam ein Dokument, mit dem er die Anklage gegen 148 Männer (darunter 20 Teenager) autorisierte, weil sie angeblich ein Mordkomplott gegen ihn geschmiedet hatten. Er stützte sich dabei auf ein Dossier von 361 Seiten mit Beweismaterial gegen die 148, das ihm von seinen juristischen Beratern vorgelegt worden war. 46 der 148 Verdächtigen waren offenbar bis zu diesem Zeitpunkt an den Folgen der Folter gestorben oder von ihren Bewachern hingerichtet worden, in Abu Ghraib, einem Gefängnis, in dem später unter neuen – amerikanischen – Herren weiterhin Iraker misshandelt, gefoltert und sogar getötet wurden.[3] Die 102 Männer, die von den 148 Verdächtigen noch lebten, wurden schließlich wegen des Mordanschlags auf Saddam Hussein verurteilt und hingerichtet.[4]

Es ist bemerkenswert, dass Saddam viel mehr Menschen und

vielleicht sogar alle Bewohner der Stadt hätte töten können, wenn er als Vergeltung für den Anschlag auf sein Leben Unschuldige hätte umbringen wollen. Tatsächlich sagte ein Zeuge, der sich über Saddams Hinrichtung freute, weil seine Brüder von dessen Revolutionsgericht für den Mordanschlag verurteilt und hingerichtet worden waren, mehrere seiner Angehörigen seien freigelassen worden, nachdem man sie wegen des Anschlags verhört habe.

Saddam Hussein wurde also verurteilt und hingerichtet, weil er Menschen hinrichten ließ, die sich an einer Verschwörung zu seiner Ermordung beteiligt hatten! (Er wurde für keines der anderen Verbrechen verurteilt, die er mutmaßlich begangen hat.) Um es noch einmal zu sagen: *Saddam wurde getötet, weil er Menschen getötet hatte, die versucht hatten, ihn zu töten.*

Mein Fazit lautet, dass er sich in diesem Fall wohl kaum des Mordes schuldig gemacht hatte, und kein Hahn hätte danach gekräht, wenn Ähnliches (ein Mordanschlag auf den Staats- oder den Ministerpräsidenten, nach dem die Täter vor Gericht gestellt, verurteilt und nach den Gesetzen des jeweiligen Landes lebenslang eingesperrt oder hingerichtet wurden) in irgendeinem anderen Staat, einschließlich der USA, passiert wäre.[5] Trotzdem habe ich keine einzige kritische Argumentation zu dem Prozess im Radio oder Fernsehen gehört oder in der Presse gelesen. Weshalb? Weil ich sah, was ich in der Zeitung las, aber viele andere es nicht sahen. Sie sahen nur, was sie erwarteten, obwohl sie genau die gleichen Worte lasen wie ich. Saddam Hussein war ein schrecklicher Tyrann, der Hunderttausende von irakischen Bürgern umgebracht hatte, und die Leute lasen, dass er wegen »Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit« vor Gericht gestellt worden sei. Sie gingen einfach davon aus, dass er wegen dieser Menschenrechtsverletzungen angeklagt wurde und der Staatsanwalt richtig und korrekt vorgegangen sei.

In einem Kommentar zu dem Todesurteil gegen Saddam Hussein hieß es in der ›New York Times‹, der Diktator sei wegen seiner »entsetzlichen Verbrechen« gegen das irakische Volk mit Recht zum Tod verurteilt worden. Die ›Los Angeles Times‹ schrieb in Bezug auf die vielen Verbrechen gegen das irakische Volk, die Saddam Hussein einst begangen hatte, er sei »wegen eines Massakers« an seinem Volk, also wegen »eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit«, verurteilt worden. Und der stets verlässlich Unsinn schreibende

Christopher Hitchens meinte: »Saddam Hussein wurde verurteilt, weil er 1982 die Einwohner des schiitischen Dorfes Dudschail massakrieren ließ.« (Dudschail war 1982 eine Stadt mit etwa 78 000 Einwohnern.) Der Prozess gegen Saddam Hussein ist eines von vielen Beispielen, dass die Leute nur die Melodie, nicht jedoch den Text bei der Schilderung der Taten von Menschen hören.

Ein weiteres Beispiel ist der Strafprozess gegen O. J. Simpson. Bevor ›Outrage‹, mein Buch über den Prozess, herauskam, war die Ansicht weit verbreitet, die am 20. September 1996 in ›Newsweek‹ zu lesen stand: »Heute gilt es als *allgemein anerkannte Tatsache,* dass die Anklage den Strafprozess in dem Augenblick verloren hatte, als die mehrheitlich afroamerikanischen Geschworenen vereidigt wurden.« Mit anderen Worten, fast alle Experten sagten oder deuteten an, dass für Simpsons Freispruch allein die parteiischen Geschworenen verantwortlich wären und keinesfalls die Staatsanwaltschaft. So schrieb beispielsweise Jeffrey Toobin, der für den ›New Yorker‹ über den Prozess berichtete: »Es ist schwer vorstellbar, wie Marcia Clark [die laut Toobin »manchmal genial« war] in diesem Prozess ihre Sache hätte anders vertreten können. Offenbar hätte die Anklagevertretung überhaupt nichts unternehmen können…, was an dem Ergebnis des Verfahrens etwas geändert hätte. Das Ergebnis war, wie es heute scheint, vorherbestimmt.« Der wichtigste Grund für solche Urteile war die Annahme, dass die beiden leitenden Staatsanwälte aus einem großen Stab ausgewählt worden waren, um diesen wichtigen Fall zu führen, und, zumal sie intelligent und redegewandt wirkten, einfach kompetent sein mussten. Tatsächlich jedoch sprach fast alles, was sich direkt vor den Augen des Publikums abspielte, dafür, dass sie vollkommen inkompetent waren.

Die Geschworenen waren tatsächlich voreingenommen, aber wie ich in ›Outrage‹ mit zahlreichen Beispielen belege, hat die Anklagevertretung auf geradezu beispiellose Weise versagt. ›Newsday‹ schrieb zu meinem Buch: »Haben in Amerika alle Unrecht außer Bugliosi? Er argumentiert jedenfalls verdammt überzeugend, dass dem so ist.« In der ›New York Times‹ hieß es: »Bugliosi gibt den Richtigen die Schuld.« Und in der ›Los Angeles Times‹ stand zu lesen: »Niemand, der ›Outrage‹ gelesen hat, wird je wieder glauben, dass der sensationellste Freispruch in der Geschichte der amerikanischen Rechtsprechung allein auf die Vorurteile der

Geschworenen oder die Machenschaften skrupelloser Verteidiger zurückzuführen war. Der D. A. [District Attorney] und die anderen Anklagevertreter sitzen jetzt auf der Anklagebank.«

Sehen wir uns noch ein Beispiel an: Als Paula Jones' Klage gegen Präsident Bill Clinton 1997 vom Obersten Gerichtshof angenommen wurde und Clinton das Gericht bat, den Zivilprozess bis zum Ende seiner Amtszeit zu verschieben, sprach sich praktisch das ganze Land, einschließlich der wichtigsten liberalen Zeitungen wie der ›New York Times‹ und der ›Washington Post‹, gegen Clintons Ansinnen aus. Die allgemeine Devise war: »Niemand steht über dem Gesetz.« (Clinton hatte freilich keineswegs Immunität gegenüber Zivilklagen beansprucht, sondern nur um eine routinemäßige Vertagung gebeten.) Als das Gericht seinen Antrag dann ablehnte und entschied, dass er *während* seiner Amtszeit vor Gericht müsse, war gleichfalls nahezu das ganze Land mit der Entscheidung einverstanden. So schrieb beispielsweise der ›New Yorker‹, das Urteil des Obersten Gerichtshofs »wurde allgemein gelobt, weil es auf dem ehernen amerikanischen Rechtsgrundsatz beruht, dass niemand über dem Gesetz steht«. Im ganzen Land applaudierten die Journalisten der Entscheidung des Gerichts. Um nur zwei von vielen Beispielen zu nennen: In der ›Los Angeles Times‹ hieß es: »Der Oberste Gerichtshof hat einstimmig und zu Recht entschieden, dass nicht einmal der Präsident ein verfassungsmäßiges Recht auf befristete Immunität hat.« Und in den ›New York Daily News‹ hieß es: »Wenn alles gesagt und getan ist, wird als Entscheidung des Gerichts in die Geschichte eingehen, dass der Präsident zuallererst ein amerikanischer Staatsbürger und wie jeder andere auch dem Gesetz unterworfen ist.«

Viele Zeitungen fanden die Entscheidung unglücklich, weil sie das Amt des Präsidenten beschädigen konnte, vertraten aber trotzdem die Ansicht, das Gericht habe korrekt entschieden. Die Ansicht, dass das Urteil unglücklich, aber gleichwohl korrekt sei, wurde auch von vielen anderen Beobachtern geäußert, darunter Rechtsanwälten, Juraprofessoren und Pressekommentatoren. Hier nur drei Beispiele: Das ›National Law Journal‹ schrieb, dass die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs »Gefahren für die US-Präsidentschaft und für das amerikanische politische System« mit sich bringt, kam aber trotzdem zu dem Schluss, dass dies in diesem Fall »juristisch vernünftig ist«. Walter Shapiro, politischer Kom-

mentator in ›USA Today‹, schrieb, was die Gerichtsentscheidung in Bezug auf den Präsidenten bedeutet, »sollte uns als Amerikanern allen ein bisschen peinlich sein«, und er meinte damit, dass »kein Präsident die Demütigung durch einen solchen Prozess verdient hat«. Dann aber fügte er hinzu: »Ich bin nicht gegen die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs. Das Prinzip, dass niemand, nicht einmal der amtierende Präsident, über dem Gesetz steht, ist tief in unserem Rechtssystem verankert.« Auch Laurence Tribe, Professor für Verfassungsrecht an der juristischen Fakultät der Harvard University, schloss sich dieser meines Erachtens unsinnigen Argumentation an. Er bedauerte 1997 in der Septemberausgabe der Zeitschrift ›George‹ zunächst zwar die Tatsache, dass der Präsident durch die Entscheidung des Gerichts zu dem Prozess gezwungen sein könnte, schrieb dann aber, dass er trotzdem »letztlich mit der Entscheidung des Gerichtshofs einverstanden« sei. Es sei nämlich »ein Grundaxiom unseres Regierungssystems, dass niemand über dem Gesetz steht, nicht einmal der Präsident, und daraus folgt, dass kein Inhaber dieses ehrwürdigen Amtes besondere Privilegien haben sollte«.

Ich hingegen vertrat in meinem Buch ›No Island of Sanity‹ (dem einzigen Buch, das je über eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs geschrieben wurde) die Ansicht, dass dem von Präsident Clinton gestellten Antrag auf Vertagung des Verfahrens bis zum Ende seiner Amtszeit hätte stattgegeben werden sollen. Dies tat ich offenbar so überzeugend, dass nicht nur die Rezensenten der ›New York Times‹ und der ›Washington Post‹ (in direktem Widerspruch zu der Position, die andere Journalisten dieser Zeitungen in früheren Artikeln vertreten hatten) mit mir übereinstimmten, sondern meines Wissens auch kein konservativer Jurist, der das Buch *gelesen* hatte, es inhaltlich kritisierte.* In der Entscheidung über das Jones-Verfahren zeigte der Oberste Gerichtshof, das höchste Gericht der Vereinigten Staaten, eine *erschütternde juristische Inkompetenz*.

* Die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs war eine der Ursachen für die Lewinsky-Affäre. In dem Verfahren gegen Paula Jones hatte der Präsident in einer eidesstattlichen Erklärung behauptet, er habe keine sexuelle Beziehung mit Monica Lewinsky gehabt. Durch die Affäre wurde Clintons Präsidentschaft schwer beschädigt, sehr zum Nachteil Al Gores, der sein Los noch verschlimmerte, indem er sich während des Wahlkampfs von Clinton distanzierte und den exzellenten Wahlkämpfer kaum in seiner Kampagne einsetzte. Nach Ansicht der meisten Beobachter hätte Gore ohne den Lewinsky-Skandal die extrem knappen Wahlen gewonnen. Dann wäre uns der Wahnsinn des Irakkriegs erspart geblieben.

Wenn 50 Millionen Unsinn reden, ist es immer noch Unsinn. Die einstimmige Entscheidung des Gerichtshofs im Fall Paula Jones verstieß nicht nur radikal gegen den gesunden Menschenverstand, sondern auch gegen die Rechtsgrundsätze des Gerichts. Wann immer der Gerichtshof oder sonst ein amerikanisches Gericht mit einem Fall konfrontiert ist, in dem ein berechtigtes *privates* Interesse gegen ein berechtigtes *öffentliches* Interesse steht (in diesem Fall das Interesse von Paula Jones, dass ihr Prozess sofort, also während der Amtszeit des Präsidenten, stattfinde, und das Recht der amerikanischen Bevölkerung auf einen Vollzeitpräsidenten, der seine Amtspflichten ohne die immense Belastung durch ein Zivilgerichtsverfahren erfüllen kann), *muss* das Gericht die Interessen abwägen und entscheiden, welches das wichtigere ist und stärker berücksichtigt werden sollte. Genau dies hatte der Gerichtshof in den zwei Jahrhunderten zuvor auch stets getan (ich führe viele solche Fälle in ›No Island‹ an). Nun jedoch hatte er seltsamerweise darauf verzichtet, diese Interessen gegeneinander abzuwägen. Wenn er es getan hätte, welches Argument hätte dann wohl dafür vorgebracht werden können, dass Paula Jones' privates Interesse an einem schnellen Prozess mitten in der Amtszeit des Präsidenten schwerer wog als das Recht von 270 Millionen Amerikanern auf einen Präsidenten, der seine Pflichten ohne Belastung und Ablenkung erfüllen konnte? Gleichgültig, ob wir einen Präsidenten mögen oder nicht mögen, er befasst sich jeden Tag mit Entscheidungen, die Auswirkungen auf unser aller Leben haben.

Selbst ein Soldat, der in Fort Benning, Georgia, eine Grundausbildung absolviert, bei der die größte Herausforderung darin besteht zu lernen, wie man ein M16-Sturmgewehr auseinandernimmt und wieder zusammensetzt, hat nach dem Soldiers and Sailors Civil Relief Act von 1940 das Recht auf Vertagung aller Zivilprozesse, die gegen ihn geführt werden könnten, damit er sich voll und ganz seinen militärischen Pflichten widmen kann. Und der Präsident der Vereinigten Staaten, der das wichtigste und verantwortungsvollste Amt auf dem ganzen Erdball bekleidet, sollte dieses Recht nicht haben? Auf welcher zuvor anerkannten Logik könnte eine solche Entscheidung beruhen?

Zu einem Zeitpunkt, als der Prozess in Little Rock, Arkansas, terminiert war und sich Clinton mit der Klägerin noch nicht außergerichtlich geeinigt hatte, schrieb ich in ›No Island‹: »Ich kann

leicht vorhersehen, dass das Verfahren weltweit eine so gewaltige Explosion in den Medien auslöst und die Situation wegen der sensationellen Beschuldigungen und *neuen dramatischen Enthüllungen* so außer Kontrolle gerät, dass der Präsident reagieren muss und durch das Verfahren stark von seinen Aufgaben abgelenkt wird. Er wird dann … nur noch mit dem Kampf um sein politisches Überleben beschäftigt sein.« Tony Mauro schrieb in seiner Besprechung von ›No Island‹ in ›USA Today‹: »Sechs Tage, bevor der Name Monica Lewinsky allgemein bekannt wurde, reichte der angesehene Anwalt Vincent Bugliosi aus Los Angeles ein Buchmanuskript ein, in dem er alles vorausgesehen hatte.« Jeder Laie hätte erkennen können, was für eine extrem gefährliche Situation und was für einen schlimmen Präzedenzfall der Gerichtshof mit seiner Entscheidung zugunsten von Paula Jones herbeiführte, und jeder Jurist hätte erkennen müssen, dass das Gericht mit seiner Entscheidung ganz einfach Unrecht hatte, weil sie gegen einen wohlbekannten und allgemein anerkannten verfassungsrechtlichen Grundsatz verstieß. Meiner Ansicht nach verhielt sich der Gerichtshof in diesem Fall wie ein Fahrer, der auf der Autobahn einen schweren Unfall verursacht, jedoch einfach weiterfährt und sich die Massenkarambolage im Rückspiegel ansieht.

Mit diesem Buch werde ich den Leser ermutigen, Henry David Thoreaus Diktum Lügen zu strafen, »dass es sehr schwierig ist zu sehen, was richtig ist, wenn man es direkt vor Augen hat«. Dies wird besonders dann gelten, wenn ich die juristischen Grundlagen darlege und das Beweismaterial präsentiere, um meine Behauptung zu untermauern, dass Präsident Bush in einem amerikanischen Gerichtssaal wegen der Morde angeklagt werden sollte, für die er durch den Irakkrieg die Veranwortung trägt.

Was ich oben geschildert habe, ist deshalb relevant, weil meine Leser es geradezu unglaublich finden könnten, dass ein Präsident der Vereinigten Staaten tatsächlich tun könnte, was George W. Bush meiner festen Überzeugung nach getan hat, als er die USA in diesen Krieg führte. Natürlich muss man es eigentlich für ausgeschlossen halten, dass ein Präsident der Vereinigten Staaten so etwas tut, aber wer nur wahrnimmt, was er zu sehen erwartet, tappt wie so viele Menschen genau in diese Falle. Wenn Sie die vorgefasste Meinung hegen, George W. Bush sei *unfähig*, etwas zu tun, das ganz nach

einem Schwerverbrechen aussieht, nur weil er Präsident der Vereinigten Staaten ist, dann müssen Sie diese vorgefasste Meinung revidieren. Sie entbehrt nämlich jeder logischen Grundlage, und solange Sie sie hegen, können Sie weder das Beweismaterial, das ich in diesem Buch vorlege, noch die logischen Schlussfolgerungen, die ich daraus ziehe, würdigen.

Wenn Amerika jemals wieder die große Nation sein will, die es einst war, muss es alsbald die Verantwortlichen für den Irakkrieg vor Gericht stellen.

Warum George W. Bush in den Krieg zog

Bevor wir in diesem Kapitel kurz die Gründe für den Irakkrieg durchgehen, die George W. Bush genannt hat, wollen wir uns eine Tatsache ins Gedächtnis rufen, die in den Schutthaufen, die der Krieg hinterlassen hat, und in den Billionen von Wörtern, die über ihn geschrieben wurden, nicht untergehen sollte. Obwohl die erste Regierung Bush und die Regierung Clinton den Irak als lästige Bedrohung betrachteten, *sprach kein Mensch davon, einen Krieg gegen den Irak zu führen, bis George W. Bush davon sprach.* Sogar wenn ein Informant (etwa ein Iraker im Exil) behauptet hätte, Saddam Hussein wolle Amerika angreifen oder anderen dabei helfen, Amerika anzugreifen, wäre seine Behauptung mit extremer Skepsis aufgenommen worden und letztlich folgenlos geblieben, weil sie einfach völlig unwahrscheinlich gewesen wäre. *Doch es gab keine einzige Person, die eine solche Behauptung aufgestellt hatte.* Alles begann erst, als Bush und seine Leute aus dem Nichts ihre Beschuldigung konstruierten. Vor Bush gab es definitiv nichts dergleichen. Trotzdem zogen wir in den Krieg.

Obwohl Bush *behauptete,* er habe den Krieg begonnen, weil Saddam Hussein eine unmittelbare Bedrohung für die Sicherheit der USA gewesen sei, halten viele diese Behauptung nicht für sein eigentliches Motiv. Von den Zweiflern kann allerdings keiner mit Bestimmtheit sagen, weshalb sonst Bush in den Krieg zog. Die Spekulationen reichen vom Öl und von innenpolitischen Gründen (Bush wollte vom Kongress die Billigung des Krieges, damit seine Partei die Zwischenwahlen des Jahres 2002 leichter gewann; und er wollte den Krieg natürlich nutzen, um die Bevölkerung zu seinem eigenen politischen Vorteil in ständiger Furcht zu halten) bis zu dem Motiv, dass Bush sich an Saddam Hussein rächen wollte, weil dieser »einmal [1993] versucht hat, meinen Dad zu töten«. Zu diesem Motiv der Rache schrieben Michael Isikoff und David Corn in ihrem Buch ›Hubris‹: »Dass Bush dieses Ereignis *neun Jahre später* als Erklärung für seine aktuelle Politik anführte, verursachte manchen Kongressmitgliedern Unbehagen. Dick Armey, der Mehrheitsführer des Repräsentantenhauses, sagte später, er sei ›gehörig zusammengezuckt‹ , als er die Bemerkung des Präsidenten

gelesen habe. ›Wow‹, habe er zu seiner Frau gesagt, ›hoffentlich ist es *nicht das,* worum es eigentlich geht.‹«* Manche meinen sogar, die Motivation für den Krieg habe mit einem Familiendrama zu tun gehabt: George W. habe versucht, seinen Vater zu übertrumpfen, indem er mit dem Sturz Saddam Husseins eine Aufgabe erledigte, die sein Vater 1991 im ersten Krieg gegen den Irak nicht zu Ende gebracht hatte. Was immer George W. Bushs wahrer Kriegsgrund gewesen sein mag, es war ein schlechter Grund. Dieses kurze Kapitel befasst sich nur mit den wichtigsten Motiven, die er selbst und seine Anhänger für den Krieg genannt haben.

Bekanntlich nannte Bush für den Angriff auf den Irak im Frühjahr 2003 als wichtigsten Grund, dass Saddam Hussein Massenvernichtungswaffen besitze und dies eine unmittelbare Bedrohung darstelle, weil er sie gegen die USA einsetzen oder an Terroristen weitergeben könne, die sie ebenfalls gegen die USA einsetzen könnten.[1] Wir wissen inzwischen, dass der Irak keine solchen Massenvernichtungswaffen besaß, weil er fast alle zerstört hatte (vielleicht abgesehen von einem winzigen Rest, der bei der Zerstörung übersehen worden war). Auch den Versuch, eine Atombombe zu bauen, hatte Saddam Hussein schon 1991, nach dem ersten Irakkrieg, aufgegeben. (Ob Bush und seine Leute bei ihren zahlreichen Äußerungen über Saddam Husseins Massenvernichtungswaffen einfach bewusst logen oder aus ihrer Sicht nur ein bisschen übertrieben, oder ob sie dem Kongress und dem amerikanischen Volk nur die Informationen vorlegten, die ihre Position untermauerten, und alle anderen zurückhielten, wird weiter unten in diesem Buch diskutiert.)

Obwohl die Kriegstrommeln wegen Saddam Husseins angeblicher Massenvernichtungswaffen so laut gerührt wurden, dass sie fast alle anderen Stimmen im Äther und in den Zeitungen übertönten, erwähnten Bush und seine Leute hin und wieder beiläufig, dass Saddam nicht nur eine Bedrohung für Amerika sei, sondern dass man auch die Iraker von ihrem schrecklichen Diktator befreien müsse. Sie könnten dann freie Wahlen abhalten und ihr Schicksal selbst bestimmen. Die Bürger der USA hätten Bushs Kriegsplänen freilich niemals zugestimmt, wenn er die Befreiung der Iraker als Hauptgrund genannt hätte. Schließlich hätten die USA allein in

* Wenn nicht anders vermerkt, sind die Hervorhebungen in den Zitaten vom Autor.

den letzten 75 Jahren jahrein, jahraus in allen Regionen der Welt Kriege führen müssen, wenn die Befreiung unterdrückter Völker als zwingender Kriegsgrund akzeptiert worden wäre. Sie hätten unter anderem in Russland, China und Kambodscha Krieg geführt und würden heute in Darfur, im Iran, in Nordkorea, in Kuba und vielen anderen Staaten kämpfen. Sogar Paul Wolfowitz, einer der wichtigsten Architekten des Irakkriegs, räumte in einem Interview mit der Zeitschrift ›Vanity Fair‹ ein, dass die Befreiung der Iraker von Saddams Regime »kein Grund war, das Leben junger Amerikaner aufs Spiel zu setzen, schon gar nicht in dem Umfang, wie wir es getan haben«.

Um zu begreifen, wie verrückt es wäre, das Leben Tausender junger Amerikaner für die Befreiung anderer Völker zu opfern, braucht man sich nur vorzustellen, dass die USA 1950 in Russland einmarschiert wären, um das russische Volk von Stalins tyrannischer Herrschaft zu befreien. Sie hätten in einem brutalen Krieg Hunderttausende von Soldaten verloren, bis Stalin schließlich gestürzt, aufgespürt und in Moskau für seine Verbrechen gegen das russische Volk vor Gericht gestellt worden wäre. Nach seiner Verurteilung und Hinrichtung hätten die Amerikaner versucht, in Russland freie Wahlen zu organisieren, und wären wieder nach Hause gegangen (aber nur, um gleich darauf in China einzumarschieren und die Chinesen von Mao zu befreien und so weiter). Wer das für verrückt hält, hat vollkommen recht, weil es verrückt ist.

In seinem Kommentar zum Memorial Day 2006 stellte der Journalist Bob Herbert in der ›New York Times‹ seinen Lesern (und zwar vor allem denen, die immer für den Irakkrieg waren) folgende Frage: »Bevor Sie heute Nachmittag die Hotdogs einpacken und zum Grillen gehen, schauen Sie bitte in den Spiegel und fragen sich höflich, ob der Irak [oder irgendein anderes Land, in dem eine Diktatur herrscht] etwas wäre, wofür Sie sterben wollten.« Die ehrliche Antwort lautet natürlich: nein. Dies gilt umso mehr, weil die meisten Iraker die Amerikaner sehr schnell nicht mehr als Befreier betrachteten, sondern als Besatzer, und weil laut einer im Januar 2006 von World Public Opinion durchgeführten Umfrage fast die Hälfte der Iraker tödliche Anschläge auf amerikanische Soldaten befürworteten.

Wie der Leser sich erinnern wird, versuchte die Regierung Bush, den höchst nebensächlichen Kriegsgrund einer Befreiung des ira-

kischen Volkes zur Abhaltung freier Wahlen sofort in den Vordergrund zu rücken, als klar wurde, dass es im Irak keine Massenvernichtungswaffen gab. Und es ist wirklich überraschend, dass viele so kluge Amerikaner wie im Reflex auch auf den neuen Kriegsgrund hereinfielen. Als die Iraker am 30. Januar 2005 ihre ersten landesweiten Wahlen abhielten, meinte zum Beispiel der Satiriker Jon Stewart (zu dessen Gunsten man hervorheben muss, dass er das »ganze Ding mit den [Massenvernichtungs-]Waffen« immerhin erwähnte), dass »Bush [vielleicht] doch die ganze Zeit recht [gehabt] hat«. Und der linksliberale Journalist Michael Kinsley schrieb rückblickend, dass Bushs Invasion im Irak »theoretisch ehrenwert war: um ein Land von einem Diktator zu befreien und *vielleicht* um ein paar gefährliche Waffen zu finden und zu zerstören.« Vielleicht? Wo hat jemand, der so argumentiert, in der Vorbereitungsphase des Irakkriegs gesteckt? Im Tresorraum einer Bank? In einem Kloster im Himalaja?

Tatsächlich hatte Bush für seinen Marsch in den Krieg praktisch nur einen Grund genannt, und deshalb nannte auch der Kongress, als er den Krieg durch einen gemeinsamen Beschluss am 11. Oktober 2002 absegnete, nur die nationale Sicherheit als Grund und nichts anderes. Der entscheidende Abschnitt in der Ermächtigungsresolution lautete: »Der Präsident ist ermächtigt, die Streitkräfte der Vereinigten Staaten so einzusetzen, wie er es als notwendig und angemessen erachtet, um die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten gegen die fortgesetzte Bedrohung durch den Irak zu verteidigen …« Auch in seinem Bericht an den Kongress am 19. März 2003, dem Tag, als der Krieg begann, sprach Bush von nichts anderem als von Saddam Husseins Massenvernichtungswaffen und der amerikanischen nationalen Sicherheit. Ein anderer Kriegsgrund wurde nicht einmal andeutungsweise genannt.

Während all dies passierte, setzte sich unter Konservativen allgemein die Ansicht durch, dass es unerheblich sei, ob man im Irak Massenvernichtungswaffen finde, weil der *reale*, aber nicht geäußerte Grund der Regierung Bush für die Invasion nicht nur darin bestand, Saddam Hussein zu stürzen und im Irak eine Demokratie einzuführen, sondern es sollte eine Demokratie sein, die sich wie Blumen im April in der ganzen arabischen Welt ausbreitete.[2] Auf diese Weise wollte man die Bedrohung durch solche islamischen Terroristen beseitigen, die am 11. September die USA angegriffen

hatten. Dies könnte sehr wohl die Absicht von Bush und seinem Haufen neokonservativer Dummköpfe gewesen sein, zu dem Figuren wie Paul Wolfowitz und Richard Perle gehörten. Manche glauben, Wolfowitz habe genau das gemeint, als er im Mai 2003 in dem Interview mit ›Vanity Fair‹ sagte, seiner Ansicht nach besitze Saddam Hussein tatsächlich Massenvernichtungswaffen, die eine echte Bedrohung darstellten, aber sie seien *nicht* der wichtigste Grund für die Invasion im Irak gewesen. Und er fuhr fort: »In Wahrheit [In Wahrheit? Soll das heißen, dass man dem amerikanischen Volk nicht die Wahrheit sagte?] haben wir uns aus Gründen, die eine Menge mit der amerikanischen Regierungsbürokratie zu tun haben, auf den einen Grund geeinigt [geeinigt?], mit dem alle einverstanden waren, und das waren die Massenvernichtungswaffen als wichtigster Grund [für die Invasion].« Hält man das für möglich?!

Gesetzt den Fall, der wichtigste Grund für die Invasion im Irak wäre tatsächlich die Verbreitung der Demokratie in der gesamten antiamerikanischen arabischen Welt gewesen (ein Kriegsgrund, der bekanntlich während den Vorbereitungen des Krieges von der gesamten Regierung Bush *niemals* genannt wurde), dann gäbe es ein gravierendes Problem, das meines Wissens bisher nirgends erörtert wurde und das vielen Republikanern, die die Verbreitung der Demokratie für den eigentlichen Kriegsgrund halten, offenbar völlig gleichgültig ist.

Abgesehen davon, dass die Vorstellung, die USA könnten die politische Kultur der arabischen Welt nach ihren Vorstellungen verändern, völlig wirklichkeitsfremd und bizarr ist, hätte Bush, wenn er mit der Invasion eine Umstrukturierung des Nahen Ostens und eine Demokratisierung des Irak bezweckte, *auf keinen Fall das Recht gehabt, diese Motive für den Krieg vor dem amerikanischen Volk geheimzuhalten.*[3] Zwar könnte ein Präsident theoretisch das Recht haben, die USA ohne Zustimmung der korrekt informierten Bevölkerung in einen Krieg zu führen, aber nur wenn die *unmittelbare* Sicherheit des Landes bedroht wäre (was 2003 nicht der Fall war) und es aus irgendeinem Grund dem Wohl des Landes diente, dass der Präsident seinen Bürgern die wahren Gründe für seine Entscheidung nicht mitteilte. Eine solche Kriegserklärung könnte theoretisch legal sein, aber ich vermag mir keine konkrete Situation vorzustellen, in der dies zutreffen könnte.

Wenn ein Krieg erst einmal begonnen hat, gibt es natürlich vieles,

das aus Gründen der nationalen Sicherheit vor der Bevölkerung geheim gehalten werden muss. Churchill sagte einmal: »Im Krieg ist die Wahrheit so kostbar, dass sie immer von einer Leibwache von Lügen umgeben sein sollte.« Aber *bevor* die Entscheidung für einen Krieg getroffen wird, hat das amerikanische Volk das Recht zu wissen, weshalb seine Söhne ihr Blut auf fremdem Boden vergießen sollen, und muss gefragt werden, ob es die Ansicht teilt, dass ein solches Unternehmen für die Sicherheit der Nation erforderlich ist. Es ist zwar nach dem Recht der USA nicht notwendig, dass in allen Fällen eine *Mehrheit* der amerikanischen Staatsbürger einem Krieg zustimmen müsste, aber mit Ausnahme der oben skizzierten hypothetischen Situation müssen die Bürger in allen Fällen über die Kriegsgründe informiert werden. Dies gilt insbesondere für eine Nation wie die USA, wo die Tradition des *Town Hall Meetings* eine große Rolle spielte, der Versammlung in der Stadthalle, auf der die Bürger sich zu wichtigen politischen Entscheidungen äußern konnten.

Wenn also der eigentliche Grund für den Irakkrieg tatsächlich die Demokratisierung des gesamten Nahen Ostens war, warum waren dann Bush und seine Leute so unverschämt, dies dem amerikanischen Volk nicht zu sagen? Mehr noch: *Wenn wir annehmen, dass die vielen konservativen Republikaner recht haben mit ihrer Behauptung, der wirkliche Grund für den Irakkrieg sei die Demokratisierung des Nahen Ostens gewesen, dann würden sie damit zugeben, dass Bush die Amerikaner belog, als er ihnen sagte, der wichtigste Kriegsgrund seien die Massenvernichtungswaffen, mit denen der Irak die Sicherheit der USA unmittelbar bedrohe.*

Kommen wir auf den Hauptgrund (und faktisch den einzigen Grund) zurück, den Bush und seine Leute dem amerikanischen Volk für den Irakkrieg nannten: die Massenvernichtungswaffen. Und schauen wir uns nur ein paar der vielen Erklärungen an, in denen die Bush-Administration den Amerikanern versicherte, dass Saddam Hussein tatsächlich über Massenvernichtungswaffen verfüge und womöglich damit angreifen werde, wenn ihm die USA nicht zuvorkämen. Wenn Sie diese Äußerungen lesen, sollten Sie folgende Tatsachen im Gedächtnis behalten:

1. Diese Äußerungen der Regierung Bush waren *direkt* dafür verantwortlich, die Mehrheit der Amerikaner letztlich davon zu überzeugen, dass eine Invasion im Irak für Amerika das Richtige sei.

2. Ohne diese mehrheitliche Zustimmung der Amerikaner hätte Bush den Krieg womöglich doch nicht geführt. Dass er und seine Leute diese Äußerungen machten, hatte ja gerade den Zweck, die Unterstützung des amerikanischen Volkes zu gewinnen.

3. Durch den Krieg, der mit diesen Äußerungen vorbereitet wurde, verloren über 100 000 Menschen (amerikanische Soldaten und irakische Zivilisten) ihr Leben, und viele Tausend andere Menschen wurden für ihr ganzes Leben körperlich oder geistig geschädigt.

4. *Bei ausnahmslos allen zitierten Äußerungen ist inzwischen bewiesen, dass sie in keiner Weise der Wahrheit entsprachen.*

Der Präsident George W. Bush

13. September 2002
(Rede vor den Vereinten Nationen)
»Saddam Hussein … fährt mit der Entwicklung von Massenvernichtungsprogrammen fort. Wir könnten zum ersten Mal ganz sicher sein, dass er Atomwaffen hat, wenn er eine einsetzen würde, was Gott verhüten möge… [Der Irak ist] ist eine ernsthafte und wachsende Gefahr.«

7. Oktober 2002
(in Cincinnati, Ohio, hielt Bush seine erste landesweit ausgestrahlte Rede über die Bedrohung durch den Irak. Dabei trug er so dick auf, dass selbst der Teufel es mit der Angst zu tun bekommen hätte, ganz zu schweigen von einer amerikanischen Familie, die in Dubuque, Iowa, in ihrem Wohnzimmer vor dem Fernseher saß)
»Kongressmitglieder beider Parteien und Mitglieder des UN-Sicherheitsrates sind sich einig, dass Saddam Hussein eine Bedrohung für den Frieden darstellt und entwaffnet werden muss. Wir sind uns einig, dass es dem irakischen Diktator nicht gestattet werden darf, die Vereinigten Staaten und die Welt mit furchtbaren Giften, Krankheiten, Gasen und Nuklearwaffen zu bedrohen … Manche fragen, wie drängend die Gefahr für die Vereinigten Staaten und die Welt ist. Die Gefahr ist bereits erheblich und wird mit der Zeit nur noch schlimmer. Wenn wir heute wissen, dass Saddam Hussein gefährliche Waffen besitzt – und das wissen wir –, ist es dann sinnvoll, dass die Welt abwartet, bevor sie gegen ihn vorgeht und er nur noch stärker wird und noch mehr gefährliche Waffen entwickelt? … Nachrichtendienstliche Erkenntnisse haben ergeben, dass der Irak immer mehr bemannte und unbemannte Flugkörper besitzt, die dazu benutzt werden könnten, chemische oder biologische Waffen über weite Gebiete zu verteilen. Wir befürchten, dass der Irak Möglichkeiten sucht, diese unbemannten Flugkörper gegen die Vereinigten Staaten einzusetzen … Der Irak könnte sich *an jedem beliebigen Tag* entscheiden, eine biologische oder chemische Waffe an eine Terrorgruppe oder einzelne Terroristen weiterzugeben. [Dadurch] könnte das irakische Regime die Vereinigten Staaten angreifen, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen… Saddam Hussein bietet Terroristen Zuflucht und hortet … Instrumente der Massentötung und Massenvernichtung.

Man kann ihm nicht trauen. Das Risiko ist einfach zu groß, dass er sie einsetzt oder einem Terrornetzwerk zur Verfügung stellt … Im Wissen um diese Gegebenheiten dürfen die Vereinigten Staaten die gegen sie gerichtete Bedrohung nicht ignorieren. Angesichts eindeutiger Gefahr können wir nicht auf den endgültigen Beweis warten, sozusagen den ›rauchenden Colt‹, der die Form eines Atompilzes haben könnte … [Es hat sich herausgestellt,] dass Saddam Hussein immer noch chemische und biologische Waffen besitzt und seine Produktionsfähigkeiten dafür noch ausweitet. Und er kommt der Entwicklung einer Nuklearwaffe immer näher… Entweder Saddam Hussein rüstet ab, oder die Vereinigten Staaten werden – dem Frieden zuliebe – eine Koalition anführen, die für seine Abrüstung sorgt … Ein Regimewechsel im Irak [ist] das einzige mögliche Mittel …, um eine große Gefahr von unserem Land abzuwenden… Wir lehnen es ab, in Angst zu leben … Heute wie damals werden wir unsere Nation schützen, unsere Freiheit bewahren.«

28. Januar 2003
(Bericht zur Lage der Nation)
»Die britische Regierung hat in Erfahrung gebracht, dass Saddam Hussein vor kurzem beträchtliche Mengen Uran aus Afrika beschaffen wollte. Unseren nachrichtendienstlichen Quellen zufolge hat er versucht, hochfeste Aluminiumrohre zu kaufen, die zur Herstellung von Nuklearwaffen geeignet sind … Jahr um Jahr hat Saddam Hussein alles versucht, enorme Summen ausgegeben und große Risiken auf sich genommen, um Massenvernichtungswaffen herzustellen und zu behalten … Einige sagen, wir sollten erst handeln, wenn die Gefahr unmittelbar bevorsteht. [Dieser Satz lässt vermuten, dass Bush die Bedrohung nicht für unmittelbar hält, also keinen unmittelbaren Handlungsbedarf sieht. Aber die folgenden Worte widersprechen dieser Vermutung]. Seit wann geben Terroristen und Tyrannen ihre Absichten bekannt und setzen uns höflich davon in Kenntnis, dass sie einen Anschlag verüben werden?«

6. März 2003
(Nationale Pressekonferenz)
»Irakische Arbeiter verstecken noch immer biologische und chemische Kampfstoffe, damit sie von den Inspektoren nicht entdeckt werden. In einigen Fällen wurden diese Materialien alle 12 bis 24 Stun-

den an einen anderen Ort gebracht … Saddam Hussein und seine Waffen sind eine direkte Bedrohung für dieses Land, für unser Volk, für alle freien Völker … Ich werde das amerikanische Volk nicht diesem irakischen Diktator und seinen Waffen ausliefern … Ich betrachte ihn als eine wachsende Bedrohung, ich meine, dies ist eine echte, wirkliche Bedrohung für Amerika.«

17. März 2003
(Fernsehansprache zwei Tage vor der Invasion im Irak)
»Nachrichtendienstliche Erkenntnisse dieser und anderer Regierungen lassen keinen Zweifel daran, dass das irakische Regime weiterhin einige der tödlichsten Waffen, die je ersonnen wurden, besitzt und versteckt … Bevor der Tag des Schreckens kommen kann, bevor es zum Handeln zu spät ist, wird diese Gefahr beseitigt werden … In diesem Jahrhundert, in dem böse Menschen chemischen, biologischen und nuklearen Terror planen, könnte Beschwichtigungspolitik eine auf dieser Erde noch nie da gewesene Zerstörung nach sich ziehen … Auf solche Feinde zu reagieren, nachdem sie zugeschlagen haben, ist nicht Selbstverteidigung, sondern Selbstmord. Die Sicherheit der Welt erfordert jetzt die Entwaffnung Saddam Husseins.«

19. März 2003
(Fernsehansprache, in der Bush den Beginn der Invasion im Irak verkündete)
»Das Volk der Vereinigten Staaten und seine Freunde und Verbündeten werden sich nicht einem verbrecherischen Regime ausliefern, das den Frieden durch Massenmord bedroht. Wir werden uns dieser Gefahr jetzt stellen …, damit wir sie nicht später mit Armeen von Feuerwehrleuten und Polizisten und Ärzten in den Straßen unserer Städte bekämpfen müssen.«

Der Vizepräsident Dick Cheney

26. August 2002
(Rede vor amerikanischen Veteranen)
»Schlicht gesagt, es besteht kein Zweifel, dass Saddam Hussein inzwischen Massenvernichtungswaffen besitzt. Es besteht kein Zweifel, dass er sie für den Einsatz gegen unsere Freunde, gegen unsere Verbündeten und gegen uns anhäuft … Wir wissen, dass Saddam

seine Anstrengungen zum Erwerb von Atomwaffen wieder aufgenommen hat … Viele von uns sind überzeugt, dass Saddam schon recht bald in den Besitz von Atomwaffen kommen wird.«

8. September 2002
(in der Fernsehsendung ›Meet the Press‹)
»Wir wissen mit absoluter Sicherheit, dass Saddam Hussein sein Beschaffungssystem einsetzt, um die Ausrüstung zu erwerben, die er zur Anreicherung von Uran für den Bau einer Kernwaffe braucht.«*

Die Nationale Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice

8. September 2002
(CNN)
»Wir wissen, dass [Saddam] aktiv am Bau einer Kernwaffe arbeitet … Wir wollen nicht, dass der rauchende Colt sich als Atompilz entpuppt.«

Der Außenminister Colin Powell

5. Februar 2003
(Rede vor dem Weltsicherheitsrat)
»Dem Ernst dieses Augenblicks entspricht der Ernst der Bedrohung, die die Massenvernichtungswaffen des Irak für die Welt darstellen … Es besteht kein Zweifel, dass Saddam Hussein biologische Waffen besitzt und die Fähigkeit hat, sehr schnell weitere herzustellen, viele weitere … Saddam Hussein besitzt chemische Waffen … Wir können seit über einem Jahrzehnt beweisen, dass Saddam Hussein nach wie vor entschlossen ist, in den Besitz von Atomwaffen zu kommen … Saddam Hussein und sein Regime haben keinerlei Abrüstungsanstrengungen gemacht … [und] tarnen ihre Anstrengungen, weitere Massenvernichtungswaffen zu produzieren.«

---

* Noch ein Zitat darf nicht fehlen, auch wenn es nicht ganz zu der Liste mit der Überschrift »Warum George W. Bush in den Krieg zog« passt. Es stammt vom 16. März 2003, als sich Cheney nur wenige Tage vor dem Krieg in ›Meet the Press‹ als alttestamentarischer Prophet gerierte: »Ich bin überzeugt, dass wir als Befreier begrüßt werden … Ich glaube, es wird relativ schnell gehen, eher Wochen als Monate.« Schon heute dauert der Irakkrieg länger als die amerikanische Teilnahme am Zweiten Weltkrieg!

Der Verteidigungsminister Donald Rumsfeld

18. September 2002
(vor dem Streitkräfteausschuss des Repräsentantenhauses)
»Wir wissen, dass das irakische Regime chemische und biologische Waffen besitzt.«

19. September 2002
(vor dem Streitkräfteausschuss des Senats)
»Kein terroristischer Staat stellt eine größere oder *unmittelbarere* Bedrohung für die Sicherheit unseres Volkes dar als das Regime Saddam Husseins und der Irak.«

Während all diese unwahren Äußerungen gemacht wurden, gab es keinerlei Beweise, dass Saddam Hussein mehr Massenvernichtungswaffen besaß, als Sie oder ich in unserem Hinterhof haben. Wir wissen lediglich, dass sich Saddam Hussein damals keineswegs mit dem Gedanken trug, Amerika anzugreifen (er war vermutlich viel weniger verrückt als Bush), sondern gerade seinen vierten Roman vollendete. ›Hinaus mit dir, Verdammter!‹ ist ein drittklassiger Schundroman über »einen geldgierigen Ränkeschmied, der mit Hilfe eines mächtigen Feindes den Scheich eines Stammes stürzen und alle Araber besiegen und ausrotten will, letztlich aber mit Hilfe eines arabischen Kriegers von der Tochter des Scheichs besiegt wird«. Die erste Seite des (später als Buch veröffentlichten) Manuskripts wurde von Saddam Hussein signiert und mit dem Datum des 18. März 2003 versehen, des Vorabends der Invasion im Irak.

Ob der Irakkrieg (nach Vietnam) der zweitgrößte Fehler in der amerikanischen Geschichte war oder das größte Verbrechen, das je ein amerikanischer Präsident begangen hat, wird in den folgenden Kapiteln erörtert.

Teil 2

Prolog zur Anklage wegen Mordes gegen George W. Bush

Als Erwachsene haben die meisten von uns gelernt, dass jedes Fehlverhalten Konsequenzen für uns hat. Wenn George W. Bush die Vereinigten Staaten, wie ich glaube, aufgrund einer Lüge in den Krieg gegen den Irak geführt und damit katastrophale Nachwirkungen von einem Ausmaß ausgelöst hat, das die Zahl der Opfer vom 11. September weit übertrifft, *was sollten die Vereinigten Staaten als Nation in diesem Fall dann unternehmen?* Tatsächlich, und bezeichnenderweise, hat es keine Untersuchung von Bushs Verhalten gegeben, ja, es hat nicht einmal jemanden gegeben, der das ernsthaft gefordert hätte.* Im folgenden Kapitel werde ich meinen bescheidenen Beitrag zu dieser nationalen Aufgabe leisten. Aber zuvor möchte ich über die Tausende junger Amerikaner und Amerikanerinnen reden, die Bushs Verhalten mit ihrem Leben bezahlen mussten. Außerdem möchte ich der Frage nachgehen, wie der Verantwortliche für diese Opfer, George W. Bush, während des ganzen Schreckensszenarios gehandelt hat.

Meine Wut angesichts des Irakkriegs ist wohl auf jeder Seite dieses Buches zu spüren. Wenn mein Ärger dem einen oder anderen übertrieben erscheint, worüber sollte ich mich denn *sonst* groß aufregen: darüber, dass der Schiedsrichter in meinen Augen meine Fußball- oder Basketballmannschaft benachteiligt und sie deswegen womöglich verloren hat? Da bin ich anderer Meinung.

Wir Menschen hängen fast alle verzweifelt am Leben, sei es wegen unserer Liebe zum Leben, sei es wegen der Angst vor dem Tod. Ich habe gehört, dass in einem Roman von Dostojewski eine Figur einmal ausruft: »Und wenn ich dazu verdammt wäre, auf einem

---

* Der Furcht einflößende Ken Starr (von dem der langjährige Manhattaner Staatsanwalt Robert Morgenthau einmal sagte: »Er hat gegen jede [Strafverfolgungs-] Vorschrift im Gesetzbuch verstoßen«) führte mit Genehmigung der Bundesbehörden und einem Budget von nicht weniger als 70 Millionen Dollar eine siebenjährige Ermittlung wegen Bill Clintons Beteiligung an einer kleinen und gescheiterten Immobilienspekulation in Arkansas (Whitewater) *15 Jahre vor seiner Präsidentschaft* durch. Vor lauter Frust beschloss er, Clintons Sexualleben zu durchleuchten. Um ein Haar hätte Starr dadurch Clinton aus dem Amt geworfen; zudem behinderte er massiv die Tätigkeit der Regierung und machte Amerika zum Gespött der ganzen Welt.

Fels zu leben, an einen Felsen gekettet mitten im tosenden Meer, und wenn rings um mich Eis und Sturm wären, würde ich doch leben wollen. Oh Gott, nur leben, leben, *leben!*«

In unserem Leben ist nichts so wichtig wie Leben und Tod. Wir fürchten den Gedanken an unseren eigenen Tod, selbst wenn es ein friedlicher Tod nach einem langen Leben sein sollte. Wir haben nicht nur Angst, das eigene Leben zu verlieren, sondern auch Angst vor dem Tod unserer Eltern, Schwestern und Brüder sowie unserer Verwandten und nahen Freunde. An seine Kinder denkt man in diesem Zusammenhang wohl kaum einmal, weil die Kinder einen, bei einem normalen Lauf der Dinge, überleben werden. Wenn sie vor uns sterben, dann wird die ohnehin schon furchtbare Natur des Todes geradezu unerträglich.

Man kann sich also den herzzerreißenden Schmerz und das Entsetzen kaum ausmalen, wenn das einzige Kind eines Paares, der 19-jährige Sohn, nennen wir ihn Tim, den wohl grausamsten Tod bei der Detonation einer Straßenbombe in einem weit entfernten Land stirbt. Er war der Mittelpunkt des Lebens seiner Eltern gewesen, sie hatten ihn mit ihrer Liebe überschüttet und bei seinen Triumphen auf dem Sportplatz mitgefiebert; und er hatte sich auf das Leben gefreut, wollte seine Freundin aus der Highschool heiraten und Polizist (oder Anwalt, Arzt, Ingenieur) werden. Und nun kehrt er in einer Metallkiste* zurück, seine Leiche ist so übel zugerichtet, dass die Militärs den Eltern davon abraten, die Kiste öffnen zu lassen, weil der Inhalt (»unser Timmy«) »unansehnlich« sei. (Um Ihnen den Schmerz noch deutlicher vor Augen zu führen: Können Sie sich vorstellen, wie es wäre, wenn *Ihr* Sohn im Irak umgekommen wäre und »unansehnlich« in einer Kiste zurückkäme? Ihr Scott oder Paul, Michael, Ronnie, Todd, Peter, Marty, Sean oder Bobby.)

Mit Worten lassen sich die Empfindungen und das Leid von Tims Eltern nicht ausdrücken. Aber man kann wohl davon ausgehen, dass sie den Rest ihres Lebens Alpträume von dem furchtbaren Anblick ihres Jungen in dem Augenblick haben werden, als er auf einer einsamen Straße im Irak umkam. Wie die Mutter eines Solda-

---

* Der Behälter, in den die Leichen von Gefallenen gelegt werden, ist kein richtiger Sarg. Das US-Militär bezeichnet den Aluminiumbehälter als »*transfer case*« (Überführungsbehälter), und die Kiste wird von einer amerikanischen Flagge bedeckt.

ten, der im Irak starb, am 17. Mai 2004 in einem Brief an die ›*New York Times*‹ schrieb: »Die Explosion, die meinen Sohn in Bagdad getötet hat, wird für immer in unserem Leben nachhallen.« Dann schrieb sie, dass die »*Schreie* und Verzweiflung« ihrer Familie über den Verlust und »die weinende Menge am Grab meines Sohnes« in ihre Seele »eingebrannt« seien.

Genau wie Tims Leben endete, bevor er richtig gelebt hatte, so endeten die Leben von Tausenden jungen Männern im Irakkrieg. Kein Einziger von ihnen wollte sterben. Wie ein Soldat in sein Tagebuch schrieb, bevor er in den Kämpfen um Falludscha fiel: »Ich lasse mich nicht einschüchtern, aber habe große Angst vor dem Unbekannten. Wenn ich nicht mehr zum Schreiben kommen sollte, dann würde ich sagen, dass ich zu früh starb. Ich habe noch nicht genug in meinem Leben geleistet. Ich habe nicht genug Erfahrungen gesammelt. Allerdings hoffe ich, dass ich nicht umsonst gegangen bin.« In sehr vielen Briefen, die junge Männer, die später im Irak im Kampf fielen, nach Hause schrieben, fanden sich Sätze wie: »Ich kann es kaum erwarten, nach Hause zurückzukehren und ein neues Leben anzufangen.«

Alle jungen Männer, die in Bushs Krieg einen gewaltsamen und schrecklichen Tod starben, hatten Träume. Bush sorgte dafür, dass kein einziger davon in Erfüllung ging. Auch wenn sich mit Worten die ganzen Empfindungen und das Ausmaß des menschlichen Leids, das dieser furchtbare Krieg brachte, gar nicht beschreiben lassen, können wir zumindest ansatzweise das Ausmaß begreifen, indem wir einen Blick auf einige Geschichten jener jungen Männer werfen, die Bushs Verbrechen mit dem Leben bezahlten.

Wie wohl jede amerikanische Lokalzeitung bringt auch die Zeitung meiner Heimatstadt, die ›Los Angeles Times‹, seit mehreren Jahren jede Woche – und manchmal sogar jeden Tag – unter der Rubrik ›Militärische Todesfälle‹ einen oder mehrere Nachrufe auf junge amerikanische Soldaten aus Süd- und Mittelkalifornien, die im Irak gefallen sind. Viele hatten spanische Namen; so gut wie alle waren jung und hatten keine höhere Bildung (nur 3,5 Prozent der einfachen Soldaten im Irakkrieg – jener Männer, die in vorderster Front kämpfen, die sogenannten »grunts«, Infanteristen – haben ein College-Examen); und die meisten stammen aus armen Familien. Jeder Nachruf auf ihr kurzes Leben enthält eine Geschichte, mit Erinnerungen von ihren Eltern, Brüdern und Schwestern, Frauen

oder Freundinnen, die sie heiraten wollten. Ich wünschte, ich hätte sie alle aufbewahrt, auch wenn es inzwischen wohl Hunderte wären. Ein typischer Eintrag lautete: »Army Cpl. [Corporal] (Name), 20, Rialto; getötet von einer Straßenbombe.«

Die folgenden, willkürlich ausgewählten Ausschnitte stammen überwiegend aus der ›Los Angeles Times‹. Es ist eine kleine, aber repräsentative Auswahl, denn immer wird dieselbe Geschichte eines jungen Lebens erzählt, das auf tragische Weise durch den Krieg beendet wurde.

»Wie lange dauert es noch, bis ich nach Hause darf?«, schrieb Luis, 21, der von einer Straßenbombe getötet wurde. »Wie lange dauert es noch, bis ich meine Freundin heiraten kann?« Angehörige und Freunde sagten, was ihnen von Luis immer in Erinnerung bleiben werde, sei die Leichtigkeit, mit der er sie zum Lachen brachte. Er zitierte ständig Lieblingssätze aus Filmen oder des Komikers Dave Chappelle. »Er hatte Angst, weil er in den Irak musste«, sagte sein jüngerer Bruder Eric. »Er hat mir gesagt, dass er mich lieb hat. Er weinte. Er sagte, er wisse nicht, was er tun solle.« Seine Verlobte wollte ihn mit einem Album voller Fotos von ihnen beiden überraschen. Die letzte Seite war für die geplante Hochzeit vorbehalten. Sie verwendete Bilder von einer mehrstöckigen Torte, einem Smoking, einem Hochzeitskleid, unter einer liebvoll gemalten Überschrift: »Und sie lebten glücklich bis an ihr Ende.«

Guy (23) arbeitete in einem Home-Depot-Laden und trat in die Nationalgarde ein, um seine Ausbildung zu finanzieren. Kurz bevor er fiel, teilte er seiner Mutter mit, wenn er aus dem Irak zurückkehre, sei es sein Ziel, wieder zur Schule zu gehen und eine Ausbildung in Computertechnik zu machen.

Christopher (21) setzte immer sein 1000-Watt-Lächeln auf und versicherte seinen Schwestern, wie hübsch sie doch seien. Er wuchs in Vallejo, Kalifornien, auf. Seine Eltern Rudy und Margarita waren überrascht, als ihr Sohn, der gerade erst achtzehn geworden war und die Highschool abgeschlossen hatte, ihnen 2004 mitteilte, dass er in die Army eingetreten sei. »Er hatte Angst, dass wir uns das College nicht leisten könnten«, sagte seine Mutter, die als Angestellte bei einem Versandhandel arbeitet. »Ich sagte, ich werde zwei

Jobs annehmen. Du wirst aufs College gehen können. Er wollte später Polizist werden. Davon sprach er schon, als er jünger war.«

Leon (20) und seine Verlobte hatten vor, im Dezember zu heiraten. Er dachte darüber nach, in die Polizei von Los Angeles einzutreten und vielleicht die Aufnahme in die Spezialeinheit SWAT anzustreben. Wenn er zu Hause bei seinen Eltern anrief, erkundigte er sich nach der Familie und nach der Nachbarschaft. »Er sagte immer: Das sind die Dinge, die mich auf dem Boden bleiben lassen, mir zeigen, dass es etwas Reales gibt, etwas, an dem man sich festhalten kann«, sagte seine Mutter. »Er hatte eindeutig das Herz eines Löwen«, schrieb ein befreundeter Marine Leons Eltern. Army Corporal Jarred Speller, der gemeinsam mit Leon auf dem Dach war, schrieb über die Augenblicke, nachdem Leon von einem Heckenschützen getroffen worden war und die Sanitäter versuchten, die Blutung zu stoppen: »Ich hielt die ganze Zeit seinen Kopf in den Händen und wollte ihm einreden, dass alles gut wird.«

Tom (23) wurde am Montag in der Nähe von Bagdad bei der Explosion einer Granate getötet. Wie so viele junge Männer mit vielen Träumen, aber wenig Geld sah er bei den Streitkräften seine Chance. Tom wollte Lehrer werden. Er und seine Frau Paulette waren knapp zwei Jahre verheiratet und hatten ein Kind. »Tommy genoss das Leben in vollen Zügen«, sagte sein Stiefvater. »Er war ein guter Junge.«

Der 19-jährige Ryan blieb allen als »großes Kind« mit einem herzerfrischenden Lächeln in Erinnerung. »Alle, mit denen ich jemals gesprochen habe, liebten Ryan«, sagte sein Vater, ein Vize-Sheriff des County Los Angeles. Ryans Aufgabe im Irak war es, Straßenbomben auszugraben, aber eine, die er übersah, tötete zwei Kameraden von Ryan in der Nähe ihres Humvee in Ramadi und verwundete Ryan schwer. Er erlitt Verbrennungen dritten Grades am ganzen Körper. Er wurde ins Brooks Army Medical Center in San Antonio überführt, wo er zwölf Tage später starb. Seine Eltern waren nach San Antonio geflogen und verbrachten jeden Augenblick an seiner Seite. Er war während des größten Teils seines Aufenthalts bewusstlos, hielt sich aber sechs Stunden lang mit seiner Familie wach. »Ich glaube, er kämpfte um diese sechs

Stunden mit uns«, sagte sein Vater. »Er hatte einen sehr starken Willen. Wir vermissen ihn jeden Tag«, und das wird »für den Rest unseres Lebens« so bleiben.

Wie für Südkalifornien typisch, liebte Kyle Heavy-Metal-Rockmusik und schnelle Autos. Obwohl er kein Interesse an der Schule zeigte, war er außerordentlich intelligent und erreichte bei einem IQ-Test der Army einen Wert von über 150. Er brachte sich im Alter von elf Jahren selbst das Gitarrespielen bei. Kyle glaubte an die US-Mission im Nahen Osten, sagten Verwandte. Bei einem Heimaturlaub im Februar kam er seiner Halbschwester stiller vor als sonst. Sie sagte, zu seinen Freunden habe er gesagt: »Wenn ich nicht wieder nach Hause komme, feiert eine rauschende Party für mich«, und ihr schärfte er ein, darauf zu achten, dass er in seiner Uniform beerdigt werde. Kyle war einer von vier Soldaten, die südlich von Bagdad umkamen, als Minen in der Nähe ihres Humvee detonierten und das Fahrzeug ausbrannte. Er war 23 Jahre alt.

Andres, ein 23-jähriger Sergeant der Army, »wandte sich während einer Patrouille am 15. Juli 2006 in Bagdad an den Bordschützen in seinem Humvee und bestand darauf, den Platz mit ihm zu tauschen. Als der befehlshabende Offizier ihm befahl, auf seinem Platz zu bleiben, sagte er, er könne nicht erklären, warum, aber er wisse genau, dass er auf dem Sitz des Bordschützen sitzen müsse. Seine Befehle würden von einer höheren Stelle kommen, behauptete er. Wenige Sekunden nach dem Platztausch detonierte eine Bombe und tötete ihn. Der Bordschütze erlitt Prellungen, überlebte aber.« Andres dachte immer an seine Kameraden. Deshalb nannten sie ihn auch das »Muster eines Soldaten«. Es gibt dafür keine Spangen, Orden oder Abzeichen. »Es ist ein Ehrentitel, den man nicht jedem verleiht«, sagte ein Altersgenosse von ihm. »Das zählt zu den Dingen, die man sich verdienen muss. Er hatte es definitiv verdient.« Andres hatte vorgehabt, nach Hause zurückzukehren und Vize-Sheriff des County Los Angeles zu werden. Er hinterlässt eine vierjährige Tochter namens Grace, die bei seiner Freundin lebt. Er liebte sie abgöttisch.

Joseph (21) wurde am 25. Juli in der Nähe von Bagdad bei einem Hinterhalt auf seinen Konvoi getötet. Kurz vor der Abreise in den

Irak im vorigen Herbst hatte er seine Jugendliebe Cori (20) geheiratet. Er hatte die Tage bis zu seiner Entlassung aus der Armee gezählt. Er freute sich darauf, mit seiner Braut einen Haushalt zu gründen. »Wir hatten wie die Hamster für ein Haus gespart«, sagte Cori. »Er konnte es kaum erwarten, nach Hause zu kommen. Einen großen Teil seiner militärischen Laufbahn waren wir getrennt gewesen, und es war jetzt an der Zeit«, das gemeinsame Leben zu beginnen.

Raymond (21) war ein ausgezeichneter Basketballspieler, machte an der Western Highschool von Anaheim sein Examen, besuchte das Santa Ana College und träumte davon, Feuerwehrmann zu werden. »Eines Tages kam er nach Hause«, erzählte seine Mutter Willieta, deren einziges Kind er war, und sagte: »Ich habe mit einigen Lehrern gesprochen, und sie sagten, es gebe eine lange Warteliste für Feuerwehrmänner. Sie meinten, die einzige Möglichkeit, Feuerwehrmann zu werden, ohne auf der Liste zu stehen, sei die Army.« Willieta flehte ihn an, sich das noch einmal zu überlegen. »Ich sagte: Raymond, ich habe nichts dagegen, dass du zum Militär gehst. Ich habe nur etwas dagegen, dass du ausgerechnet jetzt gehst.« Wenige Wochen später meldete er sich freiwillig. Raymond liebte Hip-hop-Musik, Videospiele und große Autos. Irgendwann, sagte er, werde er sich einen Cadillac Escalade oder einen G.M.C. Yukon von dem Geld kaufen, das er im Irak verdiente. Raymond hatte ein breites Lächeln, ein großes Herz und einen gesegneten Appetit. Wenn er Heimaturlaub hatte, kaufte er immer Blumen für seine Mutter. »Ich möchte weitermachen«, sagte seine Mutter. »Aber ich weiß nicht. Habe ich überhaupt noch ein Ziel? Es ist schwer. Es ist schwer. So schwer.«

Aus diesen Nachrufen geht hervor, dass die meisten Soldaten, die im Irak starben, aus sehr bescheidenen Verhältnissen stammten. Deshalb ließen sie sich von dem niedrigen Sold anlocken. Bei der Vorstellung, dass diese jungen Männer aus relativ armen Familien für Multimillionäre wie Bush und Vizepräsident Dick Cheney einen Krieg führen und sterben sollten und dass Unternehmen wie Halliburton (Cheneys früherer Arbeitgeber) damit Milliarden verdient haben, dreht sich jedem anständigen Menschen der Magen um. Und diese Übelkeit verwandelt sich in hellen Zorn, wenn man

weiß, dass Bush diese Männer auf Grund einer Lüge in den Krieg schickte und dass sie in dem Glauben starben, sie würden bei der Verteidigung ihres Landes gegen Menschen sterben, die an den Anschlägen vom 11. September beteiligt waren. Dass diese Soldaten auch noch ohne die nötige Ausrüstung in einen Krieg geschickt wurden, zeigt darüber hinaus genau, wie wenig Bush und seiner Regierung das Wohl jener am Herzen lag, die bereit waren, für Bushs Ziele ihr Leben zu riskieren.

Bereits nachdem die ersten Straßenbomben (im Militärjargon IED, für »improvised explosive device«, zu Deutsch: unkonventionelle Spreng- und/oder Brandvorrichtung) im Jahr 2003 US-Soldaten in ihren unzureichend geschützten Humvees getötet hatten, war deutlich geworden, dass dringend Militärfahrzeuge benötigt wurden, die solchen Bomben standhielten. Doch die Bush-Administration ließ sich unglaublich lange Zeit, bis sie die Humvees ersetzte oder ausreichend panzerte. Bis heute wurden fast 70 Prozent aller amerikanischen Gefallenen im Irak von IEDs getötet.

Kann man sich etwas Abscheulicheres vorstellen als die Tatsache, dass unsere reiche Nation ihre jungen Männer ohne angemessene Ausrüstung in den Krieg schickt? Wenn die jungen Männer, die im Irak in Humvees umkamen, die Kinder reicher Manager gewesen wären, wäre dann nicht sofort ein Notprogramm (Sonderaufträge für unzählige Hersteller, 24-Stunden-Schichten, usw.) aufgelegt worden, um ihnen den nötigen Schutz zu verschaffen? De facto war eineinhalb Jahre nach Beginn des Krieges die Kapazität des einzigen Unternehmens in Amerika, das Humvees mit einer Panzerung versieht, nicht voll ausgelastet, weil aus dem Pentagon keine neuen Aufträge eingingen (›Newsweek‹, 20. Dezember 2004). Im Klartext: Obwohl der Schutz unserer Soldaten in Kriegszeiten doch oberste Priorität haben sollte, gab die Bush-Administration nicht das Geld aus, das dafür nötig gewesen wäre, geschweige denn sorgte sie dafür, dass mehr als eine Fabrik damit beauftragt wurde. Wie in den Medien wiederholt berichtet wurde (z. B. ›New York Times‹, 30. Oktober 2004), war die Lage so schlimm, dass amerikanische Soldaten im Irak nach Hause schrieben und ihre Angehörigen baten, ihnen doch kugelsichere Westen und Panzerungen für die Humvees zu schicken.

Als Verteidigungsminister Rumsfeld am 8. Dezember 2004 dem Irak einen Besuch abstattete und zu einer Gruppe von Soldaten

sprach, erhob sich einer von ihnen (National Guard Specialist Thomas Wilson) und beschwerte sich in aller Öffentlichkeit über den mangelnden Schutz, den ihnen die Humvees boten. Er sagte, die Truppen müssten nach »rostigem Metallschrott und kugelsicherem Glas stöbern, das bereits zerschossen und ramponiert sei, aus dem Schrott die besten Stücke auswählen und an ihren Fahrzeugen befestigen, mit denen sie in den Kampf fuhren«. Er fragte Rumsfeld unter lautem Beifall vieler Kameraden, weshalb sie »die hiesigen Müllhalden« nach Panzermaterial durchwühlen müssten. Rumsfeld, der sich selbst als Student zurückstellen ließ, als seine Generation in Korea gekämpft hatte, fertigte den Soldaten mit den Worten ab: »Ihr zieht mit der Army, die ihr habt, in den Krieg, nicht mit der Army, die ihr womöglich gerne hättet oder euch wünschen würdet.« Diese unglaublich arrogante Haltung wäre jedoch nur dann vertretbar, wenn zum Beispiel der Irak in Amerika einmarschiert wäre – in diesem Fall hätten die Amerikaner mit dem auskommen müssen, was ihnen zum fraglichen Zeitpunkt zur Verfügung stand. Aber Bush hatte doch alle Zeit der Welt, seinen Krieg gegen den Irak vorzubereiten.

Während amerikanische Soldaten nach primitivem Panzermaterial suchten, um sich in einem Krieg zu schützen, von dem nur große Konzerne wie Halliburton profitierten, prangte über einem Artikel vom 10. Dezember 2004 in der ›New York Times‹ (nur zwei Tage nach Wilsons Auseinandersetzung mit Rumsfeld) die Überschrift »Der Amtsantritt steht wieder bevor, und Zugang hat immer noch seinen Preis – Für 250 000 Dollar bekommt man ein Mittagessen mit dem Präsidenten und mehr.« Ist das zu fassen? Eine Viertelmillion blättern die ganz Reichen des Landes für ein Mittagessen hin, während junge Amerikaner aus armen Familien auf dem Schlachtfeld im Irak einen grausamen Tod sterben, weil sie unzureichend geschützt sind.[1]

Obwohl bis heute amerikanische Soldaten von selbstgebastelten Bomben im Irak getötet werden, hieß es in der Ausgabe von ›USA Today‹ vom 23. August 2007: »Das Pentagon erklärte gestern, dass es sein Ziel, bis zum Ende des Jahres [2007] 3500 gepanzerte Fahrzeuge in den Irak zu entsenden, nicht erreichen werde. Stattdessen gehen Regierungsvertreter davon aus, dass etwa 1500 entsendet werden. Laut Angaben des Pressesprechers des Pentagon Geoff Morrell glaubten Vertreter des Verteidigungs-

ministeriums zwar immer noch, dass die beauftragten Unternehmen bis zum Jahresende rund 3900 Modelle der gegen Minen und Granatbeschuss geschützten Fahrzeuge [kurz: MRAP – das ist kein gepanzerter Humvee, sondern eine Neuentwicklung] bauen werden, aber es werde länger dauern, bis das Militär sie vollständig ausgerüstet und in den Irak verschifft habe.« Das ist besonders empörend, weil sich die MRAPs, die bereits im Irak zum Einsatz kamen, als außerordentlich widerstandsfähig gegen die Bomben erwiesen haben.

Die Marines hatten solche MRAPs (deren V-förmige Karosserie am Boden die Sprengkraft einer Bombe von der Besatzung ablenkt, im Gegensatz zu den Humvees, deren flacher Unterboden die volle Wucht einer Detonation weiterleitet) schon im Dezember 2003 angefordert. Aber wegen bürokratischer Probleme und wegen des ursprünglichen Widerwillens der Bush-Administration, die sehr schweren und kostspieligen MRAPs ausreichend zu finanzieren, stand erst im August 2007, fast vier Jahre später, ein kleiner Anteil für Kampfeinsätze im Irak zur Verfügung. Dabei dauert die Herstellung eines solchen Fahrzeugs nur vier Monate. Wie angekündigt wurden bis Ende 2007 nur 1500 der annähernd 14 000 Fahrzeuge, die das Militär angefordert hatte, in den Irak geliefert.

Und das ist noch nicht alles. Im Juni 2004 teilte die US Army dem Pentagon mit, dass sie 2600 Panzerfahrzeuge vom Typ M1117 (ebenfalls keine gepanzerten Humvees) für ihre Militärpolizei benötige. Doch die Bush-Administration vergab nur an ein Unternehmen, Textron in New Orleans, einen Auftrag, und zwar über 1250 Fahrzeuge. Warum nicht mehr? »Für mehr reichte das Geld nicht«, sagte Clay Moise, der Vizepräsident von Textron im Januar 2007. Dieselbe Regierung schenkte den Superreichen in Amerika, die eigentlich keinen zusätzlichen Cent nötig haben, eine Steuersenkung in Höhe von 1,3 *Billionen* Dollar über zehn Jahre.

Wie sieht es beim Körperschutz aus? Laut einer Pentagon-Studie von 2006 hätten rund 80 Prozent der Marines, die im Irak von 2003 bis 2005 an Wunden am Oberkörper gestorben waren, überleben können, wenn sie Schutzwesten getragen hätten. Am Ende des Jahres 2005, mehr als zweieinhalb Jahre nach Kriegsbeginn, hatten weniger als 10 Prozent der 28 000 bestellten kugelsicheren Westen die US-Marines im Irak erreicht. Dass die Bush-Administration

amerikanische Soldaten in ihren sinnlosen Krieg im Irak schickte, ohne sie adäquat für den Kampf auszurüsten, ist unverzeihlich und verbrecherisch.

Dies alles ist schon schlimm genug. Nun führe man sich einmal vor Augen, wie die Bush-Administration mit den Soldaten im Irak umsprang, die schwer verwundet wurden und als Krüppel weiterleben mussten. Die unterdurchschnittliche Leistung der gesundheitlichen Versorgung dieser Soldaten ist spätestens seit dem Skandal am Walter Reed Hospital hinlänglich bekannt. Dr. John H. Chiles, der ehemalige Leiter der Anästhesie im Walter Reed, sagte, das amerikanische Gesundheitssystem sei »*unterfinanziert* [man denke an die 1,3 Billionen Dollar, die Bush den Superreichen schenkte], unterbesetzt und überlastet«.

Um auf das Steuergeschenk für die Superreichen im obersten Prozent unserer Gesellschaft zurückzukommen: Würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, dass die Fahnen schwenkenden, rot-weiß-blauen Superpatrioten in der Bush-Administration, die uns weismachen wollen, dass ihnen unsere Soldaten viel mehr am Herzen liegen als den Demokraten, die Steuersenkung doch tatsächlich zum Teil zu Lasten der armen Soldaten gegenfinanzieren wollten, die für sie und ihre Geschäftsfreunde im Irak starben?

Sie haben richtig gelesen.

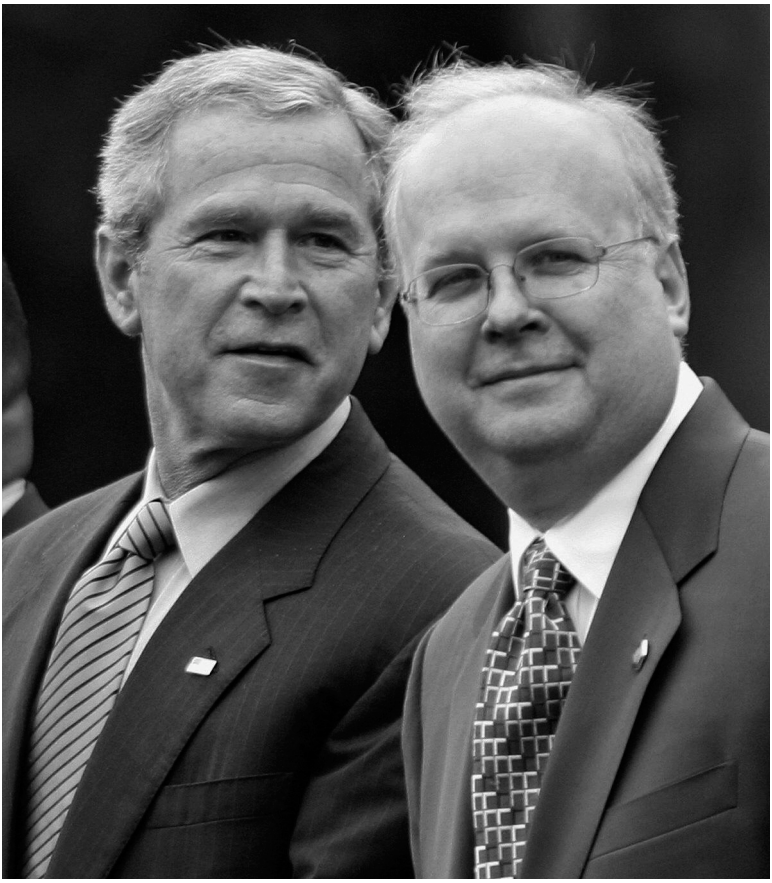
Soldaten bekommen am Anfang einen Sold von 1064 Dollar im Monat. Die Soldaten in den Gefechtszonen des Irak erhielten zusätzlich eine Prämie von 75 Dollar im Monat. Dies wurde als »Prämie für unmittelbare Gefahr« oder auch »Gefechtsprämie« bezeichnet. Im Juli 2003 beschloss die Bush-Administration, diese Prämie zu streichen. Bush und seine Leute waren der Meinung, das sei allzu großzügig gegenüber den Soldaten auf Kosten der Steuerzahler. In dem Zwischenhaushaltsbericht, den Rumsfelds Verteidigungsministerium an den Kongress schickte, war die Gefechtsprämie gestrichen. Die Zeitung ›Army Times‹, die bei den Streitkräften weit verbreitet ist, griff sofort in Leitartikeln das Weiße Haus und das Pentagon wegen dieser extrem selbstsüchtigen, verantwortungslosen und empörenden Haltung an. Und Militärangehörige, Veteranengruppen und Demokraten (jawohl, Demokraten) kündigten massiven Widerstand gegen die Entscheidung der Bush-Administration an, *die Gefechtsprämie amerikanischer Soldaten zu kürzen, die im Irak kämpfen.*

Unterdessen versuchen diese Soldaten – in Gefechtszonen de facto von Sekunde zu Sekunde –, die Explosionen von primitiven Bomben und die Anschläge der Guerilla zu überleben. Sie stöhnen unter der Last ihrer schweren Ausrüstung und Kampfanzüge und kämpfen bei Temperaturen von über 48 Grad Celsius. Und in dem angenehm kühlen Kapitol in Washington wollten die republikanischen Multimillionäre in der Bush-Administration, die sich zum größten Teil vor dem Vietnamkrieg gedrückt hatten, ihnen den monatlichen Sold um 75 Dollar kürzen. Der damals demokratische Senator Joe Lieberman sagte, der Vorschlag der Regierung sei »einfach nur skrupellos. Die Regierung kann sich die Milliarden leisten, die sie den Millionären an Steuersenkungen schenkte, aber sie hat nicht genug Geld, um den Männern und Frauen einen kleinen Bonus zu gewähren, die ihr Leben aufs Spiel setzen.« Der demokratische Repräsentant Mike Thompson, ein Vietnamveteran, schrieb einen Brief an Bush: »Das ist ein empörender und heuchlerischer Affront für unsere Soldaten, die tagtäglich ihr Leben einsetzen, und für deren Familien.« Der demokratische Senator John Edwards sagte: »Unsere Militärs verdienen jeden Dollar, den sie bekommen, und mehr. Die Bush-Administration sollte sich sofort korrigieren.« Genau das taten Bush und seine Leute dann auch und zogen den Aufruf zu einer Kürzung der Gefechtsprämie zurück, als sie merkten, dass der Vorschlag auf so massiven Widerstand stieß. Doch was sagt schon allein der Umstand, dass Bush und seine Leute die Gefechtsprämie für amerikanische Soldaten im Irak kürzen *wollten,* über diese Menschen aus? Das spricht für sich.*

Als ich im Mai 2006 das Grab eines Verwandten aufsuchte, fiel mir auf, dass ein Grab in der Nähe viel stärker geschmückt war als andere. Als ich näher trat, sah ich ein Foto von einem jungen Soldaten in Uniform. Es handelte sich um »SPC [Specialist] Sergio«

---

* Wie auch Folgendes: Als der Kongress im Jahr 2007 ein Gesetz verabschiedete, das eine Gehaltserhöhung von 3,5 Prozent für US-Soldaten vorsah, erklärte die Bush-Administration, die nur eine Erhöhung von 3 Prozent gewähren wollte, sie lehne die zusätzlichen 0,5 Prozent »vehement« ab, und nannte sie »unnötig«. Bush legte sogar ein Veto gegen den Gesetzentwurf ein, unterschrieb ihn allerdings im Januar 2008, nachdem der Kongress den Wortlaut leicht abgeändert hatte. Im Jahr 2007 erhielt ein einfacher Soldat in der US Army, der im Irak kämpfte, nach vier Monaten Grundsold schließlich 1301,40 Dollar im Monat. Kanada, das nicht annähernd so reich ist wie die Vereinigten Staaten, zahlte seinen Soldaten im Irak 2366,73 Dollar im Monat. Für einen Sergeant waren es 1854 Dollar (US) und 4570,53 Dollar (Kanada). Das ist doch eine Schande!



Chip Somodevilla/Getty Images

(spanischer Familienname), und auf dem Grabstein stand: »7. März 1983 – 25. Dezember 2005«. Er war also 22 Jahre alt, als er am ersten Weihnachtstag im Irak fiel. Die Inschrift lautete: »Ein geliebter Ehemann, Vater und Held.« Danach ein Bibelvers: »Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben gehalten. 2. Timotheus 4,7.« Auf einem großen Brett stand geschrieben: »1–64 Armor Battalion Desert Rogers Operation Iraq Freedom 111.« Viele Blumen und sechs amerikanische Flaggen schmückten die Grabstätte.

Wie all die anderen hatte auch Sergio eine Geschichte, und ich fragte mich, wer sie erzählen könnte. Und wie die anderen hatte er

bestimmt Träume, zu deren Verwirklichung er nun keine Chance mehr hatte. Ich dachte an den Mann in der kalten Erde unter mir, der, wie manche liberale Kommentatoren erklärten, »für nichts« gestorben war.

Aber diese liberalen Kommentatoren lagen zu 100 Prozent falsch. Sergio und all die anderen starben keineswegs für nichts. Sie starben für nichts, was es wert gewesen wäre – das ja. Aber sie starben für etwas, da dürfen wir uns nichts vormachen. Ein altes türkisches Sprichwort sagt: Wer immer die Wahrheit sagt, wird aus neun Dörfern verjagt werden. Es ist jedoch höchste Zeit die Wahrheit zu sagen, nämlich dass 4000 junge Amerikaner in ihren Gräbern verwesen, und zwar für die beiden Männer auf dem Foto, George W. Bush und Karl Rove, und ihren Freund Dick Cheney. Alle Amerikaner wissen ganz genau, dass diese jungen Amerikaner nicht für uns gestorben sind. Und sie sind ganz bestimmt nicht für die USA gestorben. Da Saddam Hussein keine Gefahr für dieses Land darstellte und mit dem 11. September nichts zu tun hatte, wie hätten diese jungen Männer zum Schutz unseres Landes sterben können? Tatsächlich hat Amerika durch den Krieg sogar erhebliche Schäden erlitten. Nicht nur durch den Verlust der 4000 amerikanischen Soldaten, die im Irak ums Leben kamen, und durch die 30 000, die schwer verwundet wurden. Wir haben über eine Billion Dollar dort verpulvert, mit denen man die unzähligen Mängel in unserem Land hätte beheben können.

Der politische Kolumnist Nicholas D. Kristof kramte im Juli 2007 den Taschenrechner hervor und errechnete: »Wenn wir die möglichen Gesamtkosten des Irakkriegs nehmen, dann könnten wir mit dieser Summe die Gesundheitsversorgung aller nicht versicherten Amerikaner für schätzungsweise 30 Jahre finanzieren.« Der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz führt aus: »Mit einem Bruchteil der Kosten dieses Kriegs hätten wir die soziale Sicherheit für das nächste halbe Jahrhundert oder länger auf eine solide Basis stellen können.«

Doch damit nicht genug: Bekanntlich wurde aus einem Land, das zuvor frei von Terroristen gewesen war, ein Land, das von Terroristen nur so wimmelt; und das Ansehen der Vereinigten Staaten ist in der ganzen zivilisierten Welt auf einem Tiefpunkt. Es soll also keiner behaupten, dass Sergio und seine Kameraden für die USA gestorben sind.

Da mittlerweile wohl jeder weiß, dass der Krieg nicht den amerikanischen Interessen diente und diese Männer folglich nicht für Amerika oder für irgendeinen Amerikaner starben, für wen starben sie dann? So hässlich und absurd es auch sein mag, es ist eine Tatsache, dass sie ihr Leben für die politischen Interessen von Bush, Rove und Cheney ließen. Keine politische Persönlichkeit in der amerikanischen Geschichte hat jemals so schamlos einen Krieg zum eigenen politischen Vorteil ausgenutzt wie diese drei Männer. Genaugenommen stützte Rove den ganzen erfolgreichen Wahlkampf für die Wiederwahl Bushs 2004 auf den Krieg im Irak.

Nehmen wir das Foto von Bush und Rove. Sehen diese beiden »Männer« wie Männer von Charakter, Statur, moralischer Stärke und Würde aus, wie Menschen, deren Wort und leuchtendes Beispiel eine ganze Nation dazu inspirieren kann, in den Krieg zu ziehen? Ich setze »Männer« in Anführungszeichen, weil Bush offensichtlich kein Mann von Statur ist. Er ist ein verzogener, gefühlloser Dandy, der nur wegen des guten Namens seines Vaters Präsident wurde. Und Rove ist ein schleimiger, boshafter politischer Verbrecher. Keiner von den beiden ist ein Mann von Statur, Ehre und Würde, wie es so viele amerikanische Staatsoberhäupter des vergangenen Jahrhunderts waren, nehmen wir nur Teddy Roosevelt, Woodrow Wilson, Franklin D. Roosevelt, Dwight D. Eisenhower, John F. Kennedy, Gerald Ford und George Bush senior.

Doch diesen beiden Männern steht es ins Gesicht geschrieben, wer sie sind. Diese »Männer« weigerten sich, für Amerika zu kämpfen, als die Reihe an ihnen war: Bush ergatterte durch den Einfluss seines Vaters einen Platz in der Nationalgarde, damit er nicht nach Vietnam musste, und Rove ließ sich als Student zurückstellen.[2] Cheney wurde seinerseits fünf Mal zurückgestellt und gab später an, er habe andere Prioritäten gehabt, als in den Krieg zu ziehen. Nichtsdestotrotz zögerten sie nicht, Tausende amerikanische Soldaten in einen gewaltsamen Tod auf fremdem Boden zu schicken, in einen Krieg gegen ein Land, das nicht unser Feind war (Hussein war nur ein Feind von George W. Bush und seinem Vater, nicht von Amerika – siehe die Diskussion in den Anmerkungen) und das nichts mit dem 11. September zu tun hatte. Ich wiederhole es, weil ich will, dass dies jedermann klar ist: *Für eben diese Männer sind Sergio und andere Amerikaner gestorben.*

Ist es nicht nett, dass Eltern ihren Sohn, den sie von ganzem

Herzen lieben, großziehen, damit er für diese »Männer« stirbt? Dass die Asche ihres Sohnes in einer Urne zurückkommt oder sein Leichnam so zerfetzt ist, dass man ihn in der Metallkiste nicht einmal ansehen kann, und das nur wegen George W. Bush, Dick Cheney und Karl Rove? Wenn jemand behaupten will, sie wären nicht für Bush, Cheney und Rove gestorben, für wen starben sie denn sonst?

In der Tat äußerten sogar manche Soldaten ausdrücklich, dass sie für Bush sterben. Wie der junge Mariano, der an seine Eltern gut eine Woche, bevor er durch eine Bombe getötet wurde, aus dem Irak schrieb: »Ich habe Bush nicht gewählt, aber ich werde mich für ihn der Kugel stellen.« Können Sie sich das vorstellen? Er ist bereit, für den Drückeberger und arroganten Schnösel aus Crawford zu sterben. Mariano sagte dies natürlich, weil noch im Jahr 2006 rund 90 Prozent der Soldaten im Irak wirklich glaubten, dass Hussein und der Irak am 11. September beteiligt gewesen seien. Wie schon gesagt wurde, könnte die Inschrift auf dem Grabstein des armen Sergio und anderer amerikanischer Soldaten lauten: »*Bush lied. I died.*«

So gut wie alle amerikanischen Soldaten, die im Irak starben, glaubten, sie würden für ihr Land kämpfen. Die Mutter von Corporal Sean Kelly etwa sagte, was immer wieder auch von anderen Eltern zu hören sei: »Er war stolz darauf, dort für unser Land zu kämpfen.« Corporal James L. Moore hatte seiner Großmutter in einem Anruf aus dem Irak kurz vor seinem Tod erklärt: »Oma, ich kämpfe lieber hier gegen sie, als dass ich sie dorthin [USA] kommen lasse, um zu kämpfen.« Die Mutter von Lance Corporal Robert A. Martinez (einer von zehn Marines, die im Dezember 2005 in Falludscha im Kampf fielen – die meisten waren sehr jung, »Babys« nannten sie viele Amerikaner: zwei 19, drei 20 und einer 21) sagte, ihr Sohn »wollte seine Familie schützen. Er sagte, er tue das für uns. Er war ein wahrer Patriot, der an seinen Auftrag und an Präsident Bush glaubte.«

Als Private First Class Thomas Tucker (25) im Juni 2006 aus dem Irak zu Hause anrief, teilte er seinen Eltern mit, dass er einige Zeit bei einem längeren Einsatz unterwegs sein werde. Er hinterließ eine Voice-Mail-Nachricht, in der er unter anderem sagte: »Hey, Mama. Ich liebe dich. Ich liebe dich auch, Dad … Ich werde zurück sein, bevor ihr es überhaupt erfahrt … Ich mache mir auch Sorgen

um euch. Ich liebe euch, okay. Es wird mir gut gehen. Alles wird gut gehen. *Ich werde mein Land verteidigen.* Seid stolz auf mich.« Ein paar Tage danach wurden die Leichen von Tucker und seinem Kameraden Khristian Menchaca (23) gefunden, ihre zerfetzten Uniformen waren in Blut getränkt. Beide waren grausam gefoltert und ihre Körper schwer verstümmelt worden. Einen hatte man geköpft, der Kopf lag neben der Leiche, die Brust war aufgeschnitten. Ein Video, das die Rebellengruppe veröffentlichte, die für die Morde verantwortlich war, zeigt, wie ein Aufständischer den Kopf hoch hält, während ein anderer Aufständischer auf das Gesicht des zweiten Soldaten tritt. Nach Angaben seiner Familie war Menchaca, der vor kurzem geheiratet hatte, genau wie Tucker völlig von der US-Mission im Irak überzeugt. »Mein kleiner Junge«, rief Menchacas Mutter Maria Guadalupe Vasquez bei der Beerdigung aus.

Ihre Worte wurden immer wieder von den Müttern der gefallenen Soldaten wiederholt. »Sagt mir bitte, dass ich schon bald aufwachen werde und dass alles nur ein schrecklicher Traum ist«, sagte Marina Beyer im November 2004, als sie auf dem Flughafen von San Francisco in der Kälte stand und auf die Leiche ihres Sohnes wartete, der an seinem 21. Geburtstag im Irak getötet worden war. »In meinem Kopf war er immer noch mein kleiner Junge.«

Der Mann, den der ehemalige mexikanische Präsident Vicente Fox einmal das »größte Großmaul, das mir jemals begegnet ist«, nannte, dieser George W. Bush prahlt vor den Amerikanern auch noch ständig mit seiner Tapferkeit. Weil er gekniffen hat, als es für ihn an der Zeit war, in den Krieg zu ziehen, sollte man doch erwarten, dass er es damit bewenden lässt, vor Zuhörern von den »vielen tapferen Männern und Frauen«, die für »unsere Freiheit« gestorben sind, zu sprechen. Aber er gebraucht darüber hinaus Worte, die er, wenn er ein Gewissen hätte, ganz bewusst meiden würde, weil sie zu Vergleichen mit seinem eigenen Verhalten während des Vietnamkrieges geradezu herausfordern. Mit Vorliebe spricht er davon, dass diese toten Amerikaner »dem Ruf gefolgt« und zum »Dienst angetreten« seien. (Womöglich sagt sich Bush selbst: »Ich habe das nicht gemacht, aber was soll's? Ich liebe Amerika. Immer schon.«)

Bush hat sogar die Chuzpe, Briefe von einfältigen amerikanischen Soldaten, die im Irak *für ihn* starben, als Beweis dafür zu verwenden, dass sie *für ihr Land* starben. Er liest sie bei öffent-

lichen Ereignissen vor. Zum Beispiel verlas er am Memorial Day 2005 auf dem Friedhof von Arlington einen Brief von Sergeant Michael Evans (22), der in Bagdad getötet worden war, an seine Familie im Fall seines Todes: »Mein Tod«, schrieb der junge Evans, »wird sinnlos sein, wenn ihr jetzt aufhört. Ich weiß, dass es schwer fallen wird, aber ich habe mein Leben geopfert, damit ihr leben könnt. Nicht bloß leben, sondern in Freiheit leben.«

Solche Auftritte müssen auf jeden aufrechten Menschen umso unerträglicher wirken, wenn man sich vor Augen führt, dass viele Eltern der im Irak gefallenen Soldaten Bush schlichtweg lieben, ausgerechnet den Mann, der unmittelbar für den Tod ihres Sohnes die Verantwortung trägt. Als die Eltern eines jungen Marines aus Clovis, Kalifornien ihrem Sohn im Irak per E-Mail die Nachricht von Bushs Wiederwahl mitteilen wollten, schrieb seine Mutter: »Jared, Bush hat gewonnen. Dein Dad und ich sind so glücklich, aber wo bist du? Wo bist du?« Am nächsten Tag erfuhren die Eltern, dass Jared und Jeremiah, sein Kindheitsfreund und Kamerad bei den Marines, in der Nähe von Bagdad von derselben versteckten Bombe getötet worden waren. Jareds Mutter musste die Narben am Hinterkopf ihres Sohnes (von einer Verletzung aus der Kindheit) ertasten, um ganz sicherzugehen, dass in dem Sarg ihr Sohn lag. Kevin Graves, dessen Sohn im Irak getötet worden war, teilte Bush persönlich bei einer Begegnung mit: »Es war eine Ehre für meinen Sohn, unter Ihnen als Oberbefehlshaber zu dienen.« Und dann gibt es in der Gemeinde der Hinterbliebenen noch Menschen vom Schlag von Jennifer Harting. Ihr Mann Jay fiel zwei Tage, bevor sie ihren Sohn zur Welt brachte, bei einem Gefecht im Irak. Als Reaktion auf die Antikriegspropaganda Cindy Sheehans, die ihren 24-jährigen Sohn Casey ebenfalls im Irak verloren hatte, sagte Harting: »Ich habe Mitgefühl mit ihrem Schmerz. Aber ich glaube, Cindy Sheehan hat es einfach nicht begriffen«, sagte Harting. »Man kann nicht einfach weglaufen, wenn es hart auf hart geht. Selbst wenn hart bedeutet, dass Soldaten sterben werden.« Die Zeitschrift ›Time‹ schrieb: »Harting ist der Meinung, Sheehan solle sich, statt zu protestieren, mit dem Wissen trösten, dass es die Aufgabe eines Soldaten sei, dem Präsidenten *bedingungslos* zu gehorchen.«

Wenn von den Schrecken des Irakkriegs die Rede ist, dann stellt sich unter anderem das Problem, dass Zahlen auf einem Blatt Papier so leblos sind und den meisten Menschen kaum etwas

bedeuten. Wenn es heißt, dass 100 000 Menschen im Irakkrieg gestorben sind, dann ist das für viele nur eine Zahl. Wenn sie aus nächster Nähe das Gemetzel an diesen Menschen mit angesehen hätten, dann hätte die Zahl 100 000 für sie gewiss eine völlig andere Bedeutung. Wie der Kolumnist der ›New York Times‹ Bob Herbert einmal schrieb: »Das Ausmaß des Leids, das von dem Krieg ausgelöst wird, dringt selten in das Bewusstsein der meisten Amerikaner. Für die breite Öffentlichkeit sind die Toten und Verwundeten nicht viel mehr als Statistiken. Sie sind aus den Augen, und folglich weitgehend aus dem Sinn.« Das wäre nicht so, sagt er, wenn sie sich zum Beispiel »ein paar Soldaten in Flammen vorstellen könnten, wie sie schreien, während sie verzweifelt versuchen, aus dem brennenden Wrack ihres Fahrzeugs herauszukommen, das von einer Straßenbombe zerstört wurde«.

Am 29. September 2006 bekam ich auf CNN einen jungen Iraker in herzzerreißendem Schmerz zu sehen. Unter Tränen erzählte er vor laufender Kamera, was seiner Mutter zugestoßen war. Während des Bürgerkriegs im Irak, der von Bushs Krieg ausgelöst worden war und in dem sich Schiiten und Sunniten gegenseitig niedermetzelten, war seine Mutter in ein nahe gelegenes Lebensmittelgeschäft gegangen, wo ein Schütze aus einer rivalisierenden Sekte fünf Mal auf sie schoss und sie auf der Stelle tötete. Ihr Sohn schrie im Fernsehen: »Ich habe ihr Gehirn mit der Hand aufgehoben.«

Ist das persönlich genug? Man multipliziere dieses Grauen mit den Abertausenden irakischen Bürgern, die Vater, Sohn, Schwester, Mann oder Frau tot auf der Straße vorfinden – die Leiche in der Regel verstümmelt, häufig geköpft. Ich bin auf Grund von Gesprächen mit Republikanern ebenso wie mit Demokraten fest überzeugt, dass die täglichen Zeitungsmeldungen über Kriegsopfer im Irak der überwältigenden Mehrheit rechter Republikaner und selbst einigen Demokraten nichts bedeuten. Die meisten machen sich nicht einmal die Mühe, die Artikel zu lesen. Das ist die typische Antwort, die ich in erster Linie von rechten Republikanern erhielt, als ich sie fragte, ob sie traurig oder niedergeschlagen seien, wenn sie in der Zeitung Artikel über Menschen läsen, die im Irak einen grausamen Tod gestorben waren: »Nein, eigentlich nicht.« – »Aber was ist, wenn Sie zum Beispiel lesen, dass 100 unschuldige irakische Bürger, darunter Kinder und Babys, auf dem Markt oder

in einer Moschee in Bagdad in die Luft gesprengt und getötet wurden? Empfinden Sie denn überhaupt nichts bei solchen Meldungen?« – »Nein, das passiert eben im Krieg.« Wenn man solche Nachrichten hört, dann muss einen eigentlich jede einzelne berühren. Ich verwandle unverzüglich im Kopf die Zahl der Opfer in echte Menschen aus Fleisch und Blut (junge amerikanische Soldaten und irakische Zivilisten, deren Leben auf brutale Weise abgekürzt wurde) und male mir das Entsetzen ihrer Angehörigen aus, wenn sie von einem Militärvertreter an der Tür die schlimmste und am meisten gefürchtete Neuigkeit erfahren, die sie jemals in ihrem Leben hören werden: »Im Namen des Verteidigungsministers bedauere ich Ihnen mitteilen zu müssen…«

Manche Eltern klagen nicht nur innerhalb der eigenen vier Wände, wenn sie diese Nachricht erfahren. Der Vater von Staff Sergeant Kendall Watersby aus Baltimore schluchzte in den Straßen seines Viertels. Er hielt ein Bild von seinem Sohn hoch und sagte: »Ich möchte, dass Präsident Bush sich das einmal genau ansieht, ganz genau. Das ist der einzige Sohn, den ich hatte, mein einziger Sohn.« (Der junge Watersby, 29, hatte selbst einen zehnjährigen Sohn, der nun den Vater verloren hatte.) Ein anderer Vater in Hollywood, Florida, weinte vor Kummer, Wut und Verzweiflung auf der Straße und rief laut nach seinem 20-jährigen Sohn: »Alexander, Alexander, das ist nicht wahr.« Er packte einen Hammer und fing an, auf den Kleinbus einzuschlagen, mit dem die drei Marines gekommen waren, die ihm die furchtbare Nachricht gebracht hatten. Dann schnappte er sich einen Propangasbrenner und einen Benzinkanister und setzte den Wagen in Brand. »Ich vermisse ihn jeden Tag, der vergeht«, sagte er über seinen Sohn. »Ich wache auf und denke sofort an ihn.« Einige Hinterbliebenen ertragen es nicht einmal, die Nachricht zu hören. Als der Kurier der Army an der Tür des Hauses in Los Angeles klingelte, wo die Frau von Sergeant Evan Ashcroft mit ihrem Vater lebte, und ihr die Nachricht von Evans Tod überbringen wollte, da blieb sie im ersten Stock. »Ich lag auf dem Boden und schrie«, sagte sie. »Ich wollte ihnen keine Gelegenheit geben, es mir zu sagen.«

Hinzu kommt die große Zahl amerikanischer Soldaten, die nicht im Kampf ums Leben kommen, sondern einen Arm oder ein Bein (oft beide, mitunter alle Gliedmaßen) verlieren, ja sogar das Augenlicht. Oder sie kehren mit Wunden nach Hause zurück, die

nach und nach ihre Gesundheit ruinieren. Oder sie haben schwere Verbrennungen erlitten, sind verstümmelt oder gelähmt – Krüppel für ihr ganzes Leben. Eine weit größere Zahl der Irakveteranen wurde im Krieg traumatisiert, und diese psychischen Schäden werden sie für den Rest ihres Lebens quälen. Viele werden vermutlich, genau wie unzählige Vietnamveteranen, in der Gosse enden. Diese verborgenen Wunden des Kampfes sind ebenso real und zerstören oft Ehen und Existenzen. Laut einem Bericht vom 1. März 2006 des ›Journal of the American Medical Association‹ haben über ein Drittel der Soldaten, die aus dem Irak heimkehren, eine Behandlung wegen psychischer Probleme beantragt. Am häufigsten sind Angstzustände, Depressionen und posttraumatische Belastungssyndrome. Können Sie sich vorstellen, wie es ist, etwas aus dem Gedächtnis zu löschen, das, wie ein Soldat sagte, »das Schrecklichste war, was ich jemals in meinem Leben gesehen habe«, etwa den Anblick eines Kameraden, der im Kampf gefallen ist? »Mein Freund hatte kein Gesicht mehr«, sagte er. Ich möchte eine Mutter aus Cleveland zitieren, die ihren Sohn Augie im Irak verloren hat: »Es sind keine anonymen Wesen, die den Krieg im Irak führen. Augie hat ihn geführt. Wir möchten, dass sich die Leute Augies Bild ansehen und sagen: ›Mein Gott, das hätte auch mein Sohn sein können.‹«

Wie hat George W. Bush nun auf die Hölle auf Erden reagiert, die er im Irak geschaffen hat, auf die Tausende von Menschenleben, die im Krieg geopfert wurden, und auf das gewaltige und endlose Leid, das die Hinterbliebenen der Opfer ertragen müssen?

Ich habe den Eindruck, dass Bush bei all dem, das er verursachte, indem er dieses Land in das Chaos des Irakkriegs stürzte, überhaupt nicht gelitten hat. Vermutlich hat er deswegen nicht einmal schlecht geschlafen. Allenfalls hat er die eine oder andere Träne vergossen, wenn er sich bei einer öffentlichen Zeremonie für amerikanische Soldaten, die im Krieg gefallen waren, mitreißen ließ. Gewiss hören wir oft aus der Bush-Administration oder seiner Familie oder auch von Bush selbst, wie sehr er wegen des Verlusts amerikanischer Soldaten im Irak leide.[3] Aber ich nehme ihm das nicht ab. Woran kann man ablesen, dass das leeres Gerede ist? Nicht nur daran, dass die Worte, die er gesagt hat, ihm niemals von den Lippen gekommen wären, wenn er wirklich mitleiden würde,

sondern auch daran, dass er, ganz gleich wie viele Amerikaner an einem bestimmten Tag im Irak starben (im Durchschnitt mehr als zwei täglich), am selben Tag oder auch am nächsten immer mit einem breiten Lächeln zu sehen und sichtlich gut gelaunt war. Wäre das möglich, wenn er leiden würde?

Zum Beispiel berichtete die Titelstory in der ›New York Times‹ am 3. November 2003, dass am vorigen Tag Aufständische in Falludscha »bei einem wagemutigen Überfall einen amerikanischen Hubschrauber unmittelbar vor der Stadt abgeschossen und dabei 16 Soldaten getötet und 20 weitere verwundet haben. Das war der verlustreichste Angriff auf amerikanische Truppen seit dem Einmarsch der Vereinigten Staaten in den Irak im März«. Aber noch am selben Tag strahlte Bush, als er bei einer Benefizveranstaltung in Birmingham, Alabama, eintraf, über das ganze Gesicht. Mike Allen von der ›Washington Post‹ schrieb, dass der Präsident »offensichtlich glänzender Stimmung« gewesen sei. Das ist nur eine von Hunderten vergleichbarer Beobachtungen zu Bushs Verhalten, während der Krieg im Irak weiterging.

Und selbst wenn Bush nicht vor laufender Kamera stand, hat man durchweg von jenen, die ihn ständig beobachten, gehört, wie gut er sich allem Anschein nach amüsierte. Als Bush aufhörte, mehrmals pro Woche einige Meilen zu laufen, weil er Knieprobleme bekam, fing er mit Radfahren an. »Er ist ein richtiger Bike-Fan geworden«, sagte Mark McKinnon im März 2005, mitten im Krieg. McKinnon, Bushs Biker-Kumpel, der bei der Wiederwahl 2004 sein Medienstratege war, erzählte außerdem Elisabeth Bumiller von der ›New York Times‹: »Er ist so ruhig und entspannt und selbstsicher und *glücklich,* wie ich ihn noch nie erlebt habe.« Glücklich? Unter den schrecklichen Umständen des Krieges, in dem seine Soldaten einen grausamen Tod sterben: Wie ist so etwas überhaupt möglich?

In einer Zeit des Kriegs und Leids stehen Bushs Lächeln, Scherze und gute Laune in einem krassen Gegensatz zum Verhalten aller seiner Vorgänger; sie sind absolut fehl am Platz. Michael Moore hat in seinem Dokumentarfilm ›Fahrenheit 9/11‹ diese Tatsache sowie Bushs Oberflächlichkeit sehr gut in einem Ausschnitt aus einem Fernsehinterview erfasst, das Bush nach einem Terroranschlag auf dem Golfplatz gab. Bush sagte: »Ich rufe alle Nationen dazu auf, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um diese terroristischen

Killer zu stoppen. Ich danke ihnen.« Dann sagte er, ohne auch nur eine winzige Pause einzulegen, mit Blick auf den bevorstehenden Golfschlag: »Und jetzt sehen Sie sich diesen Drive an.«

Bevor ich mich näher mit Bushs guter Laune während des Infernos, das er im Irak hervorrief, befasse, möchte ich auf eine Reihe von Vorfällen eingehen, die veranschaulichen, dass er sich wohl kaum weniger Gedanken um das menschliche Leid und Gemetzel im Irak oder anderswo machen könnte.

1. Eine erste Ahnung, dass Bush sich nicht um das Leid von irgendjemandem scherte, kam mir bei einem Artikel der ›New York Times‹ vom 22. September 2001, elf Tage nach dem 11. September. Obwohl 3000 Amerikaner ermordet worden waren und das ganze Land Seelenqualen litt und unter Schock stand, war der Mann, der eigentlich der Erste unter den Trauernden hätte sein müssen, hinter den Kulissen nicht im geringsten betroffen. In dem Artikel von Frank Bruni hieß es: »Das nonchalante, neckische Benehmen des Herrn Bush blieb dasselbe. Im privaten Kreis klopft er, nach Angaben mehrerer Republikaner mit guten Beziehungen zur Regierung, den Leuten immer noch auf den Rücken und schwätzt im Baseball-Jargon, einmal versprach er etwa, dass er sich von den Terroristen ›den Punkt nicht abnehmen lassen werde‹. Er bleibt nicht die ganze Nacht über auf, oder wenigstens den größten Teil davon. Er hat Zeit, mit den Hunden und der Katze zu spielen.« Unmittelbar nachdem mehrere tausend Amerikaner in einer furchtbaren Katastrophe ihr Leben verloren hatten, war Bush hinter den Kulissen noch derselbe leutselige Kumpel, und er ließ nicht zu, dass die Tragödie seinen gewohnten Tagesablauf beeinträchtigte. Tatsächlich gestand er gegenüber der Zeitschrift ›*Runners World*‹ (23. August 2002), dass er nach dem Beginn des Afghanistankrieges »mit einem höheren Kraftaufwand lief. … Das hilft mir, den Kopf frei zu machen.« (Anders ausgedrückt, Bush macht sich gerne den Kopf frei von Dingen, über die er eigentlich nachdenken sollte.) Bezeichnenderweise fand Bush, der Mann mit dem wohl wichtigsten Amt auf der Erde, noch Zeit, sechs Mal die Woche zu laufen, und fügte hinzu: »Es ist interessant, dass meine Zeiten besser geworden sind. […] Ich habe einen enormen psychologischen Nutzen [vom Laufen]. *Man neigt dazu, alles zu vergessen, was einem gerade durch den Kopf geht, und konzentriert sich einfach nur auf die Zeit*

und die Strecke.« Aber selbst dieser nach dem 11. September und während des Krieges geradezu obszöne Genuss eines Menschen, der mehr Verantwortung als irgendein anderer Mensch auf der Welt trug, reichte Bush noch nicht aus. Er sagte der Zeitschrift: »Ich bemühe mich, längere Strecken zu trainieren, aber das ist schwierig hier beim Weißen Haus auf der Außenbahn. *Es ist schade, dass ich nicht länger laufen kann. Das zählt zu den tragischsten Dingen an der Präsidentschaft.«* Man stelle sich vor: Von allen Dingen, um die der Präsident der Vereinigten Staaten trauern könnte, steht ganz oben auf der Liste die Tatsache, dass er leider nicht sechs Mal die Woche eine etwas längere Strecke laufen kann.

Ein Artikel der ›New York Times‹ berichtete nicht lange danach (5. November 2001), dass Bush seinen Freunden offenbar voller Stolz erzählt habe, er habe »bei seinen Läufen auf den Bahnen von Camp David durch die Wälder von Maryland die schnellste Zeit seit zehn Jahren geschafft: drei Meilen in 21 Minuten und 6 Sekunden.« Zuvor (29. Oktober 2001) hatte ›USA Today‹ berichtet, dass Bush früher drei Meilen in 25 Minuten gelaufen sei, und jetzt »prahlte er vor Freunden und Mitarbeitern« mit seiner neuen Zeit und laufe mittlerweile »vier Meilen täglich«.Während die Zustimmungsrate für Bush nach dem 11. September auf 90 Prozent schnellte – und während er *der* Mann in Amerika war, dessen Job es erforderte, dass er sich jede Minute am Tag ganz darauf konzentrierte, sorgfältig die angemessene Reaktion der Nation auf den 11. September auszuarbeiten –, arbeitete Bush daran, seine Zeit beim Joggen zu verbessern. Ich frage Sie, welcher andere amerikanische Präsident der Geschichte, sei es Republikaner oder Demokrat, hätte das gewagt?

2. Sein Mangel an Erkenntnisfähigkeit tut das seine: Bush ist so schwer von Begriff, dass er Kommentare abgibt, die ein intelligenter Mensch, selbst wenn er ein ebenso großer Halunke wäre, niemals abgeben würde. Er würde nämlich Emotionen, von denen er genau weiß, dass sie blamabel für ihn sind, tunlichst für sich behalten. Am 21. Dezember 2001, ein paar Monate nach dem 11. September, erklärte Bush, der immer nur an sich denkt, gegenüber den Medien: *»Alles in allem war es ein fabelhaftes Jahr für Laura und mich.«* Das sagte er, weil er es genauso empfand: Was bedeutet schon der 11. September? Ich bin Präsident der Verei-

nigten Staaten. Ich liebe den Job, und Laura und ich amüsieren uns prächtig!

Und am 20. Januar 2005, inmitten der Hölle auf Erden, die Bush im Irak geschaffen hatte – als das Gemetzel dort seinen Höhepunkt erreichte und amerikanische Soldaten und irakische Zivilisten tagtäglich einen gewaltsamen Tod fanden –, teilte er Tausenden von Anhängern bei einem der neun Antrittsbälle mit Blick auf sich und seine Frau mit: *»Wir erleben gerade die schönste Zeit unseres Lebens!«* Können Sie sich auch nur annähernd vorstellen, dass Roosevelt mitten im Zweiten Weltkrieg oder Truman während des Koreakriegs oder Johnson und Nixon während des Vietnamkriegs etwas Derartiges gesagt hätten?

3. Müsste Bush nicht, würde er tatsächlich wegen der täglichen Verluste und der Tragödie im Irak leiden, jede wache Minute darauf hinarbeiten, die Zahl der Opfer zu senken und einen Weg zu finden, den grausamen Konflikt auf eine akzeptable Weise zu beenden? Ich meine, von einem amerikanischen Präsidenten sollte man das doch erwarten. Ist das nicht sein Job? Dabei hat Bush bekanntlich bereits weit mehr Urlaub gemacht als jeder andere Präsident in der amerikanischen Geschichte. Mark Knoller, der CBS News-Korrespondent des Weißen Hauses, der mit Bush durch die Gegend reist und über solche Dinge Buch führt, teilte mir mit, dass Bush bis zum 1. Januar 2008, also in knapp sieben Jahren als Präsident, seine Ranch in Texas unglaubliche 69 Mal aufgesucht hatte. Er machte dort laut Koller »an 448 Tagen ganz oder teilweise Urlaub«. Das allein ist erstaunlich. Doch ferner besuchte Bush während seiner Amtszeit laut Koller weitere 132 Mal Camp David und verbrachte »421 Tage ganz oder zum Teil dort«, sowie zehn Mal das Feriengrundstück seiner Familie bei Kennebunkport in Maine, wo er »39 Tage ganz oder zum Teil« Urlaub machte.

Unter dem Strich machte Bush somit von ungefähr 2535 Tagen als Präsident und überwiegend in Kriegszeiten an 908 Tagen ganz oder zum Teil Urlaub oder hielt sich an Freizeitorten auf, unfassbare 36 Prozent seiner Amtszeit. *Neunhundert und acht Tage sind zwei Jahre und ein halbes von Bushs Präsidentschaft.* Zweieinhalb Jahre der knapp sieben Jahre seiner Amtszeit, in denen er in erster Linie relaxte und sich amüsierte. Die Räumlichkeiten des

Weißen Hauses mit einem Swimmingpool, Kino, Gymnastikraum waren Bush offensichtlich nicht komfortabel genug. Er wollte sich während seiner Zeit als Präsident an noch komfortableren Orten aufhalten.*

Kein Amerikaner, der ein ganz normales Leben führt, aber auch keiner in den Chefetagen konnte sich in dieser Zeit auch nur annähernd so viel Freizeit gönnen wie Bush. Tatsächlich kann man meiner Meinung nach mit Fug und Recht behaupten, dass Bush, obwohl er den wichtigsten und anspruchsvollsten Job im ganzen Land hat, sich *in den letzten sieben Jahren unverantwortlich mehr Zeit frei genommen hat als alle Arbeiter oder Manager in Amerika*!

Was lässt sich an der unglaublichen Menge an Zeit, die Bush fern der Arbeit verbrachte, ablesen? Es zeigt, dass Bush ein sehr fauler Mensch ist, und überdies verantwortungslos. Aber es enthüllt auch etwas, das weit schwerwiegendere Konsequenzen für Amerika hat und worauf bisher noch niemand hinwies. Ich bin fest davon überzeugt (ohne es mit absoluter Sicherheit zu wissen), dass dieser Mann weder Respekt noch Liebe für die Vereinigten Staaten empfindet. Ich behaupte nicht, dass er das Land hasst, aber er liebt es auch nicht. Warum sage ich das? Es liegt auf der Hand, dass Bushs Kenntnisstand zu wichtigen Informationen und Ereignissen erschreckend niedrig ist. Selbst viele Gefolgsleute von ihm kommen nicht umhin, diesen Fakt einzuräumen. Zum Beispiel sagte der Bush-Anhänger und Neokonservative Richard Perle, was ihn »an George Bush verblüfft hat, ist, dass er nicht allzu viel gewusst hat«. Perle hat das sehr höflich ausgedrückt.

Nehmen wir nun einmal an, dass Sie, lieber Leser, ungefähr den gleichen Kenntnisstand wie Bush hätten. Wenn Sie über Nacht in das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten, des wichtigsten Postens auf Erden, katapultiert würden und Sie wüssten, dass Ihre Entscheidungen Konsequenzen für das Leben von Hunderten Mil-

---

* Bezeichnenderweise sprach Bush während seines Wahlkampfs zur Wiederwahl 2004 sehr oft über die »harte Arbeit«, die er und seine Regierung leisten würden. Es war das erste Mal, dass ich jemals einen amerikanischen Präsidenten von der »harten Arbeit« reden hörte, die mit seinem Job verbunden sei. Ich habe sie von der enormen »Bürde« des Amtes reden hören, weil sie die Verantwortung für das Schicksal und Wohl von Millionen Menschen tragen. Aber ein Mann wie Bush, der ins gemachte Nest geboren wurde und der Meinung war, er habe das große Los gezogen, hält eben *alles*, was er tut, überhaupt *jede* Anstrengung, für »harte Arbeit«. Deswegen musste er sich in sieben Jahren seiner Amtszeit 908 Tage frei nehmen.

lionen Menschen haben, was würden Sie tun, *wenn Sie ein verantwortungsbewusster Mensch wären, der dieses Land liebt?*

Darauf gibt es eigentlich nur eine Antwort: Sie würden sich unter allen Umständen so viel Wissen wie möglich aneignen, damit Sie den Job als US-Präsident möglichst gut machen könnten. Jeder Amerikaner würde so handeln, weil sein Verantwortungsgefühl ihn dazu zwingt. Aber Bush macht trotz seiner immensen Wissenslücken genau das Gegenteil und verbringt, wie gesagt, mehr als ein Drittel seiner zwei Amtszeiten im Urlaub oder auf Camp David oder auf dem Feriengrundstück bei Kennebunkport. Er lenkt das mächtigste Land der Welt nicht etwa, indem er sich die all die Kenntnisse aneignet, die er eigentlich bräuchte,[4] sondern indem er sich auf das verlässt, was sein Bauch ihm sagt, und auf die Botschaften, die er von seinem Gott erhält.*

Als Condoleezza Rice noch Bushs Sicherheitsberaterin war, sagte sie, ihr Vorgesetzter handle nach seinem »Instinkt«, und es sei ihre Aufgabe, »seine Instinkte zu intellektualisieren«. Mein Nachbar hat auch Instinkte, Mrs. Rice. Sollen wir ihn zum Präsidenten machen, damit Sie das Gleiche für ihn tun können wie für George W. Bush?

* Wie mehrfach berichtet wurde, gab Bush an, er sei (ganz offensichtlich von Gott) »berufen« worden, das Präsidentenamt anzustreben, und er verkündete sogar: »Ich glaube, dass Gott will, dass ich Präsident werde.« Und auf die Frage, ob er seinen Vater um Rat gefragt habe, als er gegen den Irak einen Krieg beginnen wollte, entgegnete er: »Sehen Sie, er ist der falsche Vater, wenn es um Stärke geht. Es gibt einen höheren Vater, an den ich mich wende.« Ist es nicht beruhigend, dass wir einen Präsidenten haben, der im Jahr 1993 an dem Tag, als er seine Kandidatur für das Amt des Gouverneurs von Texas ankündigte, zu einem Reporter der ›Houston Post‹ sagte: Man muss »Christus annehmen, um in den Himmel zu kommen«? (Mit anderen Worten: Juden, Muslime, Ungläubige und andere brauchen es gar nicht erst zu versuchen.) Er hat im Jahr 2004 gegenüber dem Nachrichtensender ›Fox News‹ erklärt: »Ich lese täglich in Oswald Chambers' *My Utmost to the Highest* [deutsch: *Mein Äußerstes für sein Höchstes*]…, um im Wort [Gottes] zu stehen.« Und wie lautet dieses Wort? Der obskure britische Wanderprediger Chambers (1874–1915) hat für seinen Schüler Bush entzückende Perlen der Weisheit parat wie etwa folgende (die einen Teil von dem Bush erklären, den wir kennen): Um das Rechte zu tun, »soll man nicht auf Fleisch und Blut hören, das heißt, weder auf die eigenen Sympathien, noch auf die eigene Erkenntnis – also auf alles, was nicht auf der eigenen persönlichen Beziehung zu Gott beruht.« Und: »Frage nie andere in Dingen um Rat, die du vor Gott entscheiden musst. Wenn du Rat suchst, stellst du dich fast immer auf die Seite des Teufels … [Du] erkennst an der stillen Beharrlichkeit, wenn ein Vorschlag von Gott kommt. Wenn [du] das Für und Wider abwägst und Zweifel und Streit Einzug halten, dann bringst [du] ein Element ein, das nicht von Gott ist.« Chambers predigt also Bush und seinen anderen Lesern, dass sie jedes Mal, wenn ihnen ein dringendes Problem begegnet, sagen sollen: »›Sprich Herr‹, und nehmt euch Zeit zum Zuhören.« Anders ausgedrückt: Lasst euch bei eurem Verhalten nicht von eurem Verstand (den Gott uns angeblich zum Denken verliehen hat) noch von dem anderer um euch leiten. Tut das, was Gott euch persönlich mitteilt. Mein Gott.

Und dabei ist Bush fest entschlossen, seinen Horizont *nicht* zu erweitern, obwohl er ganz offensichtlich keine Ahnung von den großen Ländern der Erde hat. Er machte sich nicht einmal die Mühe, einen Blick auf die Karte zu werfen, bevor er zu einem internationalen Gipfeltreffen reiste, das der russische Präsident Wladimir Putin im Juli 2006 in Strelna, in der Nähe von St. Petersburg gab. Während ein Kassettenrecorder ohne Bushs Wissen das Gespräch aufnahm, fragte er den chinesischen Präsidenten Hu Jintao, der zu Putin gesagt hatte, er wolle noch am selben Nachmittag nach Hause fliegen: »Nach Hause? Das ist doch Ihr Nachbarland. Die Heimreise dauert wohl nicht allzu lange?« Als Hu sagte, der Flug nach Peking dauere acht Stunden, erklärte Bush: »Meiner auch.«

In einem Artikel der ›New York Times‹ vom 5. November 2001 war von einem Reporter, der über das Weiße Haus berichtet, zu lesen: Als Bush zum Präsidenten gewählt wurde, da hatte er die Absicht, »fast jedes Wochenende auf der Ranch in Texas zu verbringen, während das Weiße Haus als eine Art Zweitwohnung von Montag bis Freitag dienen sollte, weit ab von seinem eigentlichen Zuhause«. Mit anderen Worten, das Amt des Präsidenten brachte die Unbequemlichkeit mit sich, dass es Bush jede Woche von dort entführte, wo er eigentlich sein wollte, aber er wollte zumindest nicht dulden, dass das Präsidentenamt seinen Lebensstil allzu sehr beeinflusste. Auch das ist unglaublich, schlichtweg unglaublich.

Ich bin überzeugt, dass Bush kein starkes Verantwortungsgefühl für sein Land besitzt, weil er, wie ich behaupte, Amerika nicht liebt. Sein Verantwortungsgefühl gegenüber diesem Land ist so schwach, dass er bekanntlich die Berichte der Mitarbeiter seiner Regierung nicht liest, weshalb seine Berater ihm kurze Zusammenfassungen, maximal zwei Absätze, von langen Berichten vorlegen – und häufig liest er nicht einmal diese Zusammenfassungen. In seinem Buch über Paul O'Neill, Bushs ehemaligen Finanzminister, schreibt der Journalist Ron Suskind: »Mehrere Kollegen im Weißen Haus hatten O'Neill zu verstehen gegeben, man dürfe nicht erwarten, dass der Präsident Berichte lese. Nach seiner persönlichen Erfahrung hatte der Präsident offenbar nicht einmal die kurzen Notizen gelesen, die er [O'Neill] ihm geschickt hatte.« Hinzu kam noch, dass Bush, wenn er sich mit O'Neill traf, »keine einzige Frage stellte«. Bush hatte kein Interesse. So wenig, dass er nicht einmal die Zeitungen las. »Ich überfliege die Schlagzeilen, nur um eine Ahnung

von dem zu bekommen, was gerade abgeht«, sagte er ›Fox News‹. Ganz offensichtlich hatten die Vereinigten Staaten einen Mann zum Präsidenten, der sich durch eine beträchtliche Substanz, Tiefe, Reife und intellektuelle Neugier auszeichnet. James Kaminsky, der Chefredakteur des ›Playboy‹, sagte der Zeitung ›USA Today‹: »Es ist entsetzlich, sich vorzustellen, dass der Mann, der das Land führt, jeden Tag Zeit für viele Stunden im Kraftraum findet, aber nicht die intellektuelle Neugier aufbringt, sorgfältig Zeitung zu lesen.« Und David Kay, der erste Waffeninspektor der CIA für die Iraq Survey Group nach der Niederlage von Husseins Regime, sagte über Bush: »Ich weiß nicht, ob ich jemals mit einem Menschen auf dieser Ebene gesprochen habe, der weniger wissbegierig wirkte.« Ich frage Sie: *Ist das die Einstellung und das Verhalten eines Menschen, der spürt, dass er als Präsident eine große Verantwortung für sein Land trägt?*

Somit empfindet der Fahnen schwenkende Bush, der einen »Stars-and-Stripes«-Anstecker am Revers trägt und mit patriotischen Sprüchen nur so um sich wirft, ein Mann, von dem sogar sein Rivale John Kerry sagte, dass er Amerika liebe, vermutlich überhaupt keine Liebe für sein Land. Ob ich nun Recht habe oder nicht, ich bin jedenfalls fest überzeugt. Es gibt genügend Hinweise, dass meine Skepsis berechtigt ist.

Wenn ich bei meiner Arbeit als Jurist und Buchautor von einer in meinen Augen soliden Prämisse ausgehe, stelle ich meist fest, dass die folgenden Ereignisse und anderen Entdeckungen oder Erkenntnisse so gut wie immer mit der Prämisse im Einklang stehen und meine ursprüngliche Vermutung erhärten. Ich zähle hier also einige Punkte auf, die meine Prämisse bezüglich Bush bestätigen. Die wohl eindeutigste Methode, wie man seine Liebe für das eigene Land beweisen kann, ist die Bereitschaft, dafür zu sterben. Der erste Präsident Bush, Präsident Kennedy, John McCain, John Kerry und so viele andere waren dazu bereit und wurden zu Kriegshelden. Aber der hurrapatriotische Heuchler Bush wollte an keinem Krieg, den Amerika führte, teilnehmen und trat deshalb in die texanische Nationalgarde ein. Damals war das eine Möglichkeit, sich vor dem Einsatz in Vietnam zu drücken. Und dies tat Bush keineswegs, weil er gegen den Vietnamkrieg war. Tatsächlich hat er nachweislich erklärt, dass er ihn billigte. Aber er war nicht bereit, die Liebe für sein Land zu beweisen, indem er sich selbst in Gefahr begab. Er

beschloss vielmehr, in das friedliche Texas zu flüchten. Immerhin bestand, wir wollen nicht unfair sein, unablässig die Gefahr einer Invasion aus Oklahoma, die er womöglich hätte abwehren müssen. Denn die Footballteams aus Texas und Oklahoma sind wahrlich erbitterte Rivalen.

Als dieses Thema während des Wahlkampfs 2000 zur Sprache kam, lenkten Bush und sein Stab erfolgreich die Aufmerksamkeit der meisten Amerikaner von der Tatsache ab, dass er sich vor dem Vietnameinsatz gedrückt hatte, indem sie die Latte so niedrig legten, dass kaum noch eine Ameise darunter hätte hindurchkrabbeln können. Die einzig legitime Frage sei doch, behaupteten sie, ob Bush »seinen militärischen Pflichten nachgekommen« sei. Und prompt gingen selbst bekannte demokratische Liberale wie James Carville und Michael Moore der Propaganda auf den Leim, indem sie akzeptierten, dass dies das Hauptthema sei. Sie ließen sich auf diese Argumentation ein, statt sich auf den *einzigen* Punkt einzuschießen, der hier relevant war: Bush hatte sich vor dem Einsatz in Vietnam gedrückt. Carville war der Meinung, er könne damit im Fernsehen gegen seinen konservativen Gesprächspartner Tucker Carlson punkten, und fing an, Beweise aufzuzählen, dass Bush seine militärischen Pflichten in der Nationalgarde vernachlässigt habe. Aber Carlson schnitt ihm kurzerhand das Wort ab und erklärte mit Blick auf seinen kraftlosen Gegner: »Kommen wir doch zu einem anderen Thema. Es ist sattsam bekannt, dass Bush in die Nationalgarde eintrat, damit er nicht in Vietnam kämpfen musste.«

Michael Moore machte seine Sache nicht besser. Er wollte mit seinem Film ›Fahrenheit 9/11‹ Bush im Wahlkampf gegen John Kerry schaden. Er tat nicht nur nicht das Naheliegende, indem er Bush Kerry gegenüberstellt und Kerry als echten Kriegshelden präsentiert. Seine schärfste Kritik an Bush war nicht seine Flucht vor dem Vietnamkrieg, sondern vielmehr der Umstand, dass Bush während seiner Zeit in der Nationalgarde »keine Gesundheitsprüfung ablegte«. Die Republikaner konnten zu Recht über Moore (einen guten Mann mit dem Herzen auf dem richtigen Fleck) sagen: »Mit Feinden wie Michael Moore, wer braucht da noch Freunde?«

Es kam auch kein einziger Journalist der unseligen Medien, die über Bush berichteten, auf den Gedanken, ihm zu seiner Dienstzeit in der Nationalgarde die Frage zu stellen, die hier wirklich von Be-

deutung ist: »Herr Präsident, warum zogen Sie den Eintritt in die Nationalgarde dem regulären Wehrdienst vor?« Diese Frage hätte Bush auf keinen Fall beantworten können, ohne sich als genau das zu outen, was er war: ein Drückeberger, der Angst hatte, in den Krieg zu ziehen. Jemand, der lieber nur die Fahne schwenkt, statt für sie zu kämpfen. Dabei drängte ausgerechnet dieser furchtbare Heuchler noch im Jahr 1992 John McCain, bevor sich dieser auf dem Nationalkonvent der Republikaner für George Bush senior aussprach: »Sie müssen Clinton hart rannehmen, weil er sich vor der Einberufung gedrückt hat.«

Auch an der eklatanten Vetternwirtschaft, die Bush bei seinen Berufungen auf Bundesebene praktizierte, lässt sich ablesen, dass dieser Präsident sein Land weder liebt noch achtet.[5] Eine Untersuchung der Zeitschrift ›Time‹ aus dem Jahr 2005 kam zu dem Ergebnis, dass Bush »bei leitenden Positionen in einigen lebenswichtigen Regierungsbehörden Verbindungen höher als Erfahrung« eingestuft habe. Zu den wohl bekanntesten Beispielen zählt natürlich die Ernennung seines Freundes Michael Brown zum Chef der Katastrophenschutzbehörde FEMA (Federal Emergency Management Agency) – der Organisation, die sich für ihre Aktivitäten nach dem Hurrikan Katrina die Note Sechs minus verdiente. Es stellte sich heraus, dass Brown durch nichts für diesen wichtigen Posten qualifiziert war. Aber mit arabischen Rennpferden kannte er sich bestens aus. Es ist nichts dagegen einzuwenden, einen Bekannten zu ernennen, sofern er oder sie über die nötige Qualifikation verfügt. Aber Bush hätte sich kaum weniger darum scheren können, ob die Kandidaten qualifiziert waren oder nicht. Und warum? Weil er nach meiner Überzeugung das Land, das er führt, weder achtet noch liebt. Bevor sich ein Proteststurm erhob, nominierte Bush sogar seine persönliche Beraterin und Freundin aus Texas, Harriet Miers, für einen Posten am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Sie hatte nicht nur keinen einzigen Tag richterliche Erfahrung (grundsätzlich nicht unbedingt ein Nachteil), sie hatte weder im Jurastudium noch in der Praxis etwas Besonderes geleistet. Sie hatte sich nie in irgendeiner Weise in der Justiz ausgezeichnet und war einfach nur eine Allerwelts-Anwältin. Kann man so jemanden an den höchsten Gerichtshof des Landes berufen? Man kann, wenn man weder Achtung noch Liebe für sein Land empfindet.

Ein weiterer Beweis, dass Bush sein Land nicht liebt, ist der Umstand, dass er persönliche Loyalität über alles andere stellt. Er entlässt nie jemanden, den er mag und der ihm nahe steht, selbst wenn er seinen Job noch so schlecht gemacht hat. Dafür gibt es etliche Beispiele. Das beste ist wohl der ehemalige CIA-Chef George Tenet. Es liegen *zwingende* Beweise vor, dass die CIA unter Tenet das Land vor dem 11. September nicht angemessen geschützt hat. Wenn sie nicht versagt und die ausländische Verschwörung aufgedeckt hätte, dann wäre der 11. September verhindert worden. Nachdem Tenet sich als unfähig erwiesen hatte, seine Pflichten als CIA-Chef angemessen zu erfüllen, hätte Bush (zumindest wenn er sein Land liebt) ihn entlassen müssen. Und das gilt erst recht, nachdem Tenets CIA sich bei der Einschätzung bezüglich der Existenz von Massenvernichtungswaffen im Irak vor Kriegsausbruch zu hundert Prozent geirrt hatte. Aber Bush behielt Tenet, den er mochte und mit dem er befreundet war, nicht nur im Amt, er ließ nicht einmal einen gewissen Ärger über ihn erkennen. Stattdessen verteidigte Bush Tenet vehement und verlieh ihm schließlich am 14. Dezember 2004 die Freiheitsmedaille, die höchste Auszeichnung, die ein amerikanischer Staatsbürger erhalten kann. Es lässt sich nicht leugnen: Für Bush war wichtiger, was Tenet für ihn tat (also Freundschaft und wechselseitige Loyalität), als das, was Tenet für Amerika tat. »George [Tenet] und ich haben viele schöne Tage miteinander verbracht«, sagte Bush am 26. September 2001 und schenkte Tenet zu einer Zeit das Vertrauen, als Kritiker den Rücktritt des CIA-Chefs forderten.[6]

Der ultimative Beweis dafür, dass Bush die Vereinigten Staaten weder achtet noch liebt, ist selbstverständlich die Tatsache, dass er diese Nation ohne vertretbaren Grund in einen tödlichen Krieg im Irak geführt hat. Die Art, wie Bush die Menschen in den USA belogen hat, damit sie ihm in den Krieg folgten, lässt auf eine tiefe Verachtung der amerikanischen Bürger schließen. Der Sohn einer privilegierten und hochangesehenen Familie empfand so wenig Achtung für die Durchschnittsbürger, dass er der Meinung war, sie hätten kein Recht auf die Wahrheit, *obwohl er seinen Krieg mit dem Blut ihrer Kinder führen wollte.*

4. Ein weiteres Beispiel dafür, dass Bush das gewaltige Leid, das er verursacht hat, nicht sonderlich bedrückt, ist die Tatsache, dass er

beschloss, in den Krieg zu ziehen, ohne sich zuvor Gedanken über die Konsequenzen zu machen. Der ehemalige Lieutenant General Gregory Newbold, ein Drei-Sterne-General des Marine Corps, war noch gnädig mit Bush, als er sagte, die Entscheidung, im Irak einzumarschieren, sei »mit einer Gleichgültigkeit und Arroganz gefällt worden, die eine spezielle Eigenschaft derjenigen ist, die niemals solche Missionen ausführen mussten – geschweige denn die Folgen tragen«. Der erste Teil von Newbolds Aussage ist zweifellos richtig, aber meiner Meinung nach irrt er sich, wenn er Bushs Verhalten allein auf die fehlende persönliche Kriegserfahrung zurückführt. Der wahre Grund für Bushs Verhalten liegt viel tiefer. Schließlich handelten andere Präsidenten, die ebenfalls keine Kriegserfahrung hatten, ganz anders als Bush.

Er begann nicht nur voller Arroganz den Krieg, er *wollte* den Krieg und freute sich geradezu auf ihn. Helen Thomas, die Korrespondentin der Nachrichtenagentur Hearst für das Weiße Haus, die seit 1960 über das Weiße Haus schreibt, sagte: Von allen Präsidenten, die sie kennengelernt habe, sei Bush der Einzige gewesen, der »in den Krieg ziehen wollte«. Bush war so erpicht darauf, dass er dem Autor und Journalisten Bob Woodward anvertraute, er habe sich nicht einmal die Mühe gemacht, Colin Powell und Donald Rumsfeld zu fragen, ob er den Schritt wagen solle. Von Cheney habe er gewusst, dass er ein Falke sei, sagte er und fügte hinzu: »Ich wusste schon im Voraus, was [Powell und Rumsfeld] dachten. Ich brauchte sie nicht nach ihrer Meinung zu Saddam Hussein zu fragen oder danach, wie wir mit Saddam umgehen sollten.« Ist es jemals in der amerikanischen Geschichte vorgekommen, dass ein Präsident in den Krieg zog, ohne den Rat seines Außen- und Verteidigungsministers einzuholen? »Ich bin ein Kriegspräsident«, sagte Bush am 8. Februar 2004 dem Fernsehmoderator Tim Russert. »Ich treffe meine Entscheidungen hier im Oval Office mit einer kriegerischen Haltung.« Der Fernsehprediger Pat Robertson, ein Freund und Gefolgsmann Bushs, traf sich unmittelbar vor dem Krieg mit ihm und äußerte einige Bedenken. Aber Bush wollte keine Einwände hören. Laut Robertson saß Bush »einfach nur da, nach dem Motto: ›Ich stehe an der Spitze der Welt, mir kann keiner‹«. Das verblüffte Robertson.

Kein anderer amerikanischer Präsident im vergangenen Jahrhundert (womöglich in der Geschichte) wollte jemals in den Krieg

ziehen. Bevor Franklin D. Roosevelt in den Krieg eintrat, hatte Japan am 7. Dezember 1941 in Pearl Harbor die Vereinigten Staaten angegriffen und vier Tage danach, am 11. Dezember, hatte Deutschland den USA den Krieg erklärt. Kein vernünftiger Mensch würde jemals sagen, Roosevelt habe wie Bush gehandelt. Von Dwight D. Eisenhower werden Amerikaner das Gleiche sagen. Man denke nur an seinen Ausspruch: »Wenn Menschen von einem Präventivkrieg sprechen, dann sagt ihnen: Geht doch hin und führt ihn!« Es gibt auch keinen Hinweis darauf, dass Truman den Koreakrieg gewollt hatte, geschweige denn, dass er sich darauf freute. Bekanntlich befahl John F. Kennedy vor seiner Ermordung im Jahr 1963, also noch vor der Eskalation des Vietnamkrieges 1965, dass 1000 Militärberater bis zum Ende des Jahres aus Vietnam nach Amerika zurückgeholt werden sollten. Auch wenn die Meinungen auseinandergehen, ob Kennedy, wenn er noch gelebt hätte, Amerika in den Vietnamkrieg geführt hätte (ich persönlich glaube es nicht), so sind sich alle einig, dass er es auf keinen Fall *gewollt* hätte. Er war entschieden dagegen. Das heißt noch lange nicht, dass er nicht in den Krieg gezogen wäre, wenn die Situation es seiner Meinung nach erfordert hätte. Was Kennedy letztlich getan hätte, werden wir natürlich nie erfahren. Aber es ist ungeheuerlich, Bush auch nur im selben Atemzug mit ihm zu nennen.

Was Lyndon B. Johnson angeht, so war er entgegen der verbreiteten Meinung ein sehr zögerlicher Streiter im Vietnamkrieg und fügte sich erst eineinhalb Jahre nach Kennedys Ermordung den Falken in seiner Regierung. Dokumente belegen, dass er lange Zeit versuchte, einen Krieg gegen Ho Chi Minh zu vermeiden. Falls jemand sich fragt, ob Johnson sich Sorgen um die sterbenden US-Soldaten machte: Am 27. Mai 1964 (noch vor dem Vietnamkrieg) sprach er laut Transkript einer Unterhaltung mit Senator Richard Russell aus Georgia von dem »kleinen alten Sergeant, der für mich arbeitet… Er hat sechs Kinder, und ich stelle ihn mir jedes Mal, wenn ich über diese Entscheidung [in den Krieg zu ziehen] nachdenke, als die US Army, Air Force und Navy vor. Der Gedanke, den Vater von sechs Kindern dorthin zu schicken, lässt mir schlicht die Haare zu Berge stehen.« Später sagte er zu seinem engen Berater Jack Valenti, täglich die Opferzahlen aus Vietnam zu lesen, sei ungefähr so, wie »jeden Morgen Karbolsäure zu trinken«. Richard Nixon trat 1968 mit der Botschaft, den Krieg in Vietnam

zu *beenden,* zum Wahlkampf an. Er versprach einen »ehrenvollen Frieden«.

Bill Clinton wurde von Leuten wie John McCain und Colin Powell gedrängt, im Kosovo Bodentruppen einzusetzen. Sie wiederholten unablässig die militärische Binsenweisheit, dass man aus der Luft keinen Krieg gewinnen kann. Aber Clinton wollte keine amerikanischen Leben opfern, was sich bei einem Bodenkrieg nicht hätte vermeiden lassen. Deshalb strafte der Vietnam-Drückeberger alle Militärexperten Lügen, indem er den Krieg gegen Serbien allein aus der Luft führte, und er gewann diesen Krieg, ohne einen einzigen amerikanischen Soldaten zu verlieren.

Auch Bushs Vater »wollte« nicht in den Krieg am Persischen Golf ziehen. Reverend Billy Graham weiß dazu Folgendes zu berichten: »Ich erzähle euch die Geschichte von meinem Aufenthalt bei Präsident Bush am Abend vor dem Golfkrieg… Er wollte nicht in den Krieg ziehen. Und ich habe noch mit keinem einzigen Präsidenten gesprochen, der in den Krieg ziehen wollte.« Vergleichen Sie die Unterhaltung Reverend Grahams mit Bush senior mit dem Gespräch zwischen Reverend Pat Robertson und Bush junior, in dem Bush, laut Robertson, mit Blick auf den bevorstehenden Krieg »an der Spitze der Welt« stand. Mehr ist gar nicht nötig, um George Bush senior, einen ehrenwerten Mann, von seinem Sohn zu unterscheiden.

In einem Brief an seine Kinder schrieb Bush senior einen Monat vor dem Golfkrieg, »es breche ihm das Herz«, amerikanische Soldaten in den Kampf zu schicken. Und am Abend des 16. Januar 1991, der ersten Nacht des Golfkriegs, brachte Bush senior in seinem Tagebuch die schreckliche Unruhe zum Ausdruck, die er vor der Rede an die Nation um 21.00 Uhr verspürte: »In meinem ganzen Leben habe ich mich noch keinen Tag lang so gefühlt wie jetzt… Meine Eingeweide tun mir weh… und ich nehme ein paar Tropfen Myanta [für den Magen]… Ich denke an das, was andere Präsidenten durchgemacht haben. Die Agonie des Krieges.«

Und so empfand der gegenwärtige US-Präsident die »Agonie« des Krieges gegen 22.00 Uhr am Abend des 19. März 2003, wenige Minuten, bevor er der Nation mitteilte, dass der Irakkrieg begonnen hatte. Während TV-Leute vor der im Fernsehen übertragenen Rede noch ein wenig Make-up auflegten, ballte er die Faust und sagte: »Fühle mich prächtig.« Mit anderen Worten, der Bush »an der

Spitze der Welt« fühlte sich pudelwohl, als er einen Hightech-Krieg der Zerstörung und des Todes begann, den seine Leute obszönerweise »shock and awe« (Furcht und Entsetzen) nannten.

5. Der britische Premierminister Tony Blair sagte Mitgliedern der Labour Party, dass er Briefe von Menschen erhalte, die ihre Söhne im Irakkrieg verloren hätten und ihm die Schuld daran gäben. Er fügte hinzu: »Glaubt niemandem, der euch einreden will, dass er keinen Zweifel hätte, wenn er solche Briefe erhält«, ob der Tod britischer Soldaten das wert sei. Als Bob Woodward Bush auf diese Äußerung Blairs ansprach, entgegnete Bush: »Ja, ich habe nicht gezweifelt.« Woodward fragte Bush ungläubig: »Wirklich? Überhaupt nicht?« Darauf Bush: »Nein.«

Hätte Bush sich überhaupt um den immensen Blutzoll und das Leid geschert, die im Irak zu beklagen sind, dann hätte er doch bestimmt wenigstens ein einziges Mal zu sich gesagt: »Das ist einfach schrecklich, was sich dort abspielt. Hoffentlich habe ich da keinen Fehler gemacht.« Wenn George W. Bush der Tod von Tausenden jungen Amerikanern im Irak und von über 100 000 irakischen Zivilisten wirklich und aufrichtig zu Herzen ginge und wenn er auch nur einen Funken Mitgefühl für die Hinterbliebenen der Opfer hätte, wie hätte er dann die ganze Gewalt und das Blutvergießen im Irak zur Lappalie erklären können, indem er sagte, dass dies eines Tages »nur als ein Komma« in der Geschichte des irakischen Kampfes um Demokratie betrachtet werden würde (CNN, 24. September 2006)? Können Sie sich vorstellen, was ein Vater und eine Mutter, die ihren einzigen Sohn in Bushs Krieg verloren haben und dessen Überreste »unansehnlich« in einer Kiste zurückbekamen, empfunden haben müssen, als derjenige, der ihren Sohn in einem fernen Land in den Tod geschickt hat, verkündete, dass ihr Sohn nur ein Teil eines Kommas gewesen sei?

6. Selbstverständlich bedrückt mich auch der Tod irakischer Zivilisten in diesem Krieg, denn die irakischen Menschen möchten ebenso gerne leben wie wir und werden von dem Verlust ihrer Angehörigen ebenso hart getroffen. Sie alle sind, genau wie die gefallenen amerikanischen Soldaten, unschuldige Opfer von Bushs Krieg.

In einer Fragestunde nach einer Rede in Philadelphia am 12. De-

zember 2005 wurde Bush gefragt, wie viele Iraker bislang in dem Krieg gestorben seien. »Ich schätze so um die 30 000«, sagte er. In seiner Stimme war nicht der leiseste Hauch von Mitleid, Trauer, Schmerz, Bedauern oder etwas dergleichen zu hören. Und das lag ganz einfach daran, dass ihm diese Toten gleichgültig waren. Er sagte nur eine Zahl, nicht mehr und nicht weniger, wie 30 000 Barrel Erdöl oder Orangen. Dreißigtausend Menschen in ihren Gräbern, darunter viele kleine Kinder und sogar Babys, nur seinetwegen – er hätte kaum deutlicher zeigen können, dass sie ihm nicht das Geringste bedeuteten.

Wie kommt es, dass ein menschliches Wesen wie George W. Bush so unmenschlich sein kann? Ich weiß es nicht. Möglicherweise darf die Mutter des Betreffenden bei der Suche nach den Ursachen nicht außer Acht gelassen werden. Bei einem Auftritt in der Sendung ›Good Morning America‹ vom 18. März 2003 wurde Bushs Mutter Barbara nach dem Blutbad gefragt, das am nächsten Tag mit der Invasion ihres Sohns in den Irak beginnen sollte. Mrs. Bush erwiderte unglaublicherweise: »*Warum sollten wir über Leichensäcke und Tote reden … Ich meine, das ist nicht wichtig.* Warum sollte ich also meinen wunderbaren Verstand auf so etwas verschwenden? Und ihn [ihren Sohn] leiden sehen?« Können Sie sich das vorstellen? Absolut kein Gedanke an die jungen Amerikaner (von den Irakern ganz zu schweigen), die sterben würden. Sie wollte nicht, dass ihr Sohn wegen der Toten litt. Das war ihre einzige Sorge. Wie ich gezeigt habe, hätte sie sich deshalb auch keine Sorgen machen müssen.

Bush hat oft gesagt, dass er eher seiner Mutter als seinem Vater ähnelt. Für einen weiteren Einblick in das feinfühlige Wesen von Frau Bush senior sei daran erinnert, wie sie nach dem Hurrikan Katrina am 5. September 2005 den Astrodome in Houston aufsuchte. Angesichts der Tatsache, dass die aus dem Hurrikangebiet Evakuierten, die in dem Stadion untergebracht worden waren, »*ohnehin* unterprivilegiert« gewesen seien, sagte sie, habe sich ja nunmehr »alles recht gut gefügt« für sie. Barbara Bush war sich offenbar nicht darüber im Klaren (oder scherte sich nicht darum), dass auch arme Schwarze es gar nicht mochten, wenn ihr Leben völlig ruiniert wurde, oder wenn sie für immer ihr Zuhause sowie den größten Teil ihres Habseligkeiten einschließlich Familienfotos und persönlicher Briefe verloren, ebenso wenig wie sie selbst oder

ihre reichen Freunde aus River Oaks (die *feine* Wohngegend in Houston) das gemocht hätten.

7. Am 2. Juli 2003 antwortete Bush auf eine Frage nach der militärischen Lage im Irak: »Es gibt Leute, die meinen, die Bedingungen seien so günstig, dass sie uns dort angreifen könnten. Meine Antwort lautet: Lasst sie nur kommen!« Die Medien leisteten zwar ein Minimum an Denkarbeit, ließen bei ihrer Kritik an Bush wegen dieser Äußerung aber den Hauptpunkt selbstverständlich außer Acht. Sie konzentrierten sich lediglich darauf, wie »unklug« und »leichtsinnig« die Äußerung doch sei, weil sie den Feind provozieren könnte. Ob dieser Macho-Spruch auf Stammtischniveau den Feind nun eher abschrecken oder reizen würde, Bushs Herausforderung anzunehmen, war jedoch nur Spekulation. Und weil es nur eine Spekulation war, habe ich auch kaum einen Gedanken darauf verschwendet. Aber zwei Dinge sind keine Spekulation, und sie wurden in den Medien niemals angesprochen. Zum einen hätte die Äußerung kaum eines Präsidenten unwürdiger sein können. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein anderer US-Präsident so gesprochen hätte. Was mich jedoch sofort auf die Palme brachte, war der Umstand, dass diese Flasche, die sich während des Vietnamkriegs verkrochen hatte und die jetzt hier in Amerika sicher und gesund unter dem Schutz des Secret Service lebte, es wagte, den Feind zum Angriff auf amerikanische Soldaten herauszufordern. Es gibt nur eine Übersetzung für die Bemerkung »Lasst sie nur kommen«: »Kommt her und greift uns an. *Ihr werdet vielleicht ein paar amerikanische Soldaten töten,* aber wir werden mehr von euch töten.« Wie kann dieser verweichlichte Schnösel es wagen, den Feind dazu aufzufordern, amerikanische Soldaten zu töten?

Im Dezember 2005 erklärte Bush: »Allen, die Uniform tragen, gebe ich folgendes Versprechen: Amerika wird nicht vor Autobombern und Mördern davonlaufen, solange ich euer Oberbefehlshaber bin.« Heißt wohl: Ich persönlich würde an eurer Stelle laufen, so schnell ich könnte, wie ich das ja auch schon getan habe. Aber ihr und Amerika, ihr werdet das nicht tun.

Aus dem Gesagten geht meiner Meinung nach hervor, dass Bush eine außerordentlich gefühllose, arrogante und egozentrische Persönlichkeit ist. Die genannten Beispiele veranschaulichen, dass Bush sich herzlich wenig um das ganze amerikanische und iraki-

sche Blut schert, das Tag für Tag vergossen wird. Geschweige denn um die Toten, Brände, Hinrichtungen, das Leid, das er verursacht hat. Wahrscheinlich hat er deswegen kein einziges Mal schlecht geschlafen.

Kommen wir zu einigen Episoden, die ganz im Gegenteil darauf hindeuten, dass er sich die ganze Zeit über bestens amüsierte. Während Tausende junger Amerikaner von Straßenbomben in Stücke gerissen werden, während Tausende und Abertausende von irakischen Zivilisten brutal ermordet werden, während Tausende amerikanischer Mütter und Väter verzweifelt aufschreien wegen der Nachricht, dass ihr Sohn im Irak gefallen sei, hatte dieser kleine privilegierte Mann die ganze Zeit über sein breites Lächeln aufgesetzt. Er genoss das Leben in vollen Zügen, radelte durch die Landschaft, scherzte mit Freunden, aß Hotdogs und Blaubeerkuchen – und erweckte so gut wie immer den Eindruck, er sei bester Laune.

1. Im Bildteil des Buches ist eine kleine Auswahl der Fotos enthalten, die in den letzten fünf Kriegsjahren in den Zeitungen erschienen sind und Bush mit einem Lächeln zeigen. Mit einem breiten Lächeln. Wer hat stets am breitesten gelächelt, wann immer ein Foto mit Bush und sechs oder sieben weiteren Personen, alle lächelnd, gezeigt wurde? Richtig: George W. Bush. Sehen Sie sich die Fotos von Roosevelt im Zweiten Weltkrieg, von Truman im Koreakrieg und Johnson und Nixon im Vietnamkrieg an. Die Gesichter spiegeln die Bitterkeit des Krieges wider. Es waren sehr schwere Zeiten und kein Anlass für Vergnügungen und Gelächter. Aber obwohl der Horror im Irak seit fünf Jahren Tag für Tag andauert und in einen Ozean aus Blut führt, grinst Bush unablässig bis heute.

2. Während amerikanische Soldaten im August 2005 einen gewaltsamen Tod im Irak starben, machte Bush auf seiner Ranch in Texas mit dem breitesten Lächeln im Gesicht Fahrradtouren und kümmerte sich anscheinend um gar nichts auf der Welt. Bei Bush akkreditierte Reporter berichteten darüber, wie sehr er allem Anschein nach diese Radtouren genoss, und er bestätigte dies: »Es ist ein großartiges Rauschgefühl«, sagte er, »mit dem Bike einen Berg hochzufahren. *Es macht Spaß. Es weckt das Kind in einem.* Ich

hoffe, dass ich noch lange Rad fahren kann. Ich liebe die freie Natur. Radfahren vermittelt einem ein Gefühl der Freiheit.« Während Tausende von Menschen in Bushs *Hölle* im Irak einen grausamen Tod starben, teilte er zur selben Zeit, weit entfernt auf seiner Ranch in Texas, den Reportern, die mit ihm radelten, mit: »Das ist eine Gelegenheit für mich, Ihnen einen kleinen Ausschnitt des *Himmels* zu zeigen, zumindest für mich.«

Also erfahren wir, dass sich Bush, mitten in dem von ihm geschaffenen Grauen, prächtig amüsierte. Zu einer Zeit, als so viele Menschen im Irak ermordet wurden, vermittelte das doch eine sehr frivole Botschaft, wenn der Präsident wie ein kleines Kind mit seinem Bike spielte. Darüber hinaus zeigte es ein völliges Fehlen jeglichen Takts und Mitgefühls für die amerikanischen Eltern, deren Sohn im Irak in Gefahr oder womöglich bereits gefallen war. An diese Seelenpein sollte man doch denken, wenn einem das Leid anderer am Herzen liegt, oder nicht?

3. Im April 2004 wurden vier amerikanische Sicherheitsleute von einem Mob in Falludscha in einen Hinterhalt gelockt und getötet. Ihre Leichen wurden in Brand gesteckt und anschließend durch die Straßen gezerrt. Am Ende hängte der Mob zwei verkohlte Leichen an einer Brücke über den Euphrat auf. Mehrere Nachrichtenteams filmten die grausamen Ereignisse. (24 Kilometer davon entfernt wurden fünf amerikanische Soldaten von einer Straßenbombe getötet.) Wenige Stunden, nachdem die grauenvollen Bilder in den Vereinigten Staaten und auf der ganzen Welt gezeigt worden waren, zeigte sich Bush, statt sein Kommen abzusagen, laut Medienberichten auf einer Spendenveranstaltung der Republikaner in einer reichen Wohngegend von Washington D. C., bei der ein Menü für 2000 Dollar pro Kopf serviert wurde. Selbstredend mit einem Lächeln. Man sollte meinen, dass selbst das kälteste Herz von dem, was sich vor kurzem ereignet hatte, berührt worden wäre, aber Bush erwähnte – man glaubt es kaum – mit keinem Wort die schauerlichen Morde an vier Amerikanern. Er gab allerdings etliche Witze gegenüber den gutbetuchten Geldgebern der Republikaner zum Besten, die bei ihrem noblen Dinner herzlich lachten.

Unterdessen teilte der Sprecher des Präsidenten, Scott McClellan, im Weißen Haus Reportern mit, dass Bush diesen Akt als »horrenden, verabscheuungswürdigen Angriff« verurteilt habe – hohle

Phrasen, die Bushs Presseabteilung gedroschen hatte. Eines können wir jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit sagen: Was den vier Amerikanern im Irak Grauenvolles zustieß, hatte nicht die leiseste Wirkung auf Bush, der viel wichtigere Dinge erledigen musste – Witze erzählen, ein köstliches Essen genießen und sich mit reichen Republikanern amüsieren. Und selbst wenn Bush großen Wert darauf legte, zu der Spendenveranstaltung zu gehen und mit Witzen zu brillieren, hätte er nicht wenigstens so viel Anstand haben sollen, seine Rede mit einem besorgten, gequälten Gesichtsausdruck und einem knappen Hinweis auf die Tragödie zu beginnen? Es kam nichts dergleichen. Nur Lächeln, Witze, Leckerbissen.

Das Ganze spielte sich ab, während die Hinterbliebenen der vier Amerikaner in North Carolina vor Schmerz über das, was ihren Angehörigen zugestoßen war, weinten. Bush hat eine Kälte, Pöbelhaftigkeit, Grobheit und Zügellosigkeit an den Tag gelegt, die bisher kein US-Präsident oder eine andere hohe Persönlichkeit der US-Geschichte jemals erreicht haben.

4. Über Scott McClellan sagte Bush an dem Tag im April 2006, an dem jener von seinem Posten zurücktrat: »Eines Tages werden Scott McClellan und ich im Schaukelstuhl sitzen und über *die gute alte Zeit* plaudern.« Die gute alte Zeit? Ein Freud'scher Versprecher? Nein, McClellan war drei Jahre des Irakkriegs (2003–2006) an der Seite Bushs, und für Bush wird, im Rückblick, genau *das* die »gute alte Zeit« sein, weil er allem Anschein nach jeden Tag des Krieges genossen hat. Er hatte während der ganzen Zeit viel Spaß und amüsierte sich königlich.

5. Selbst wenn man aus ein paar Tagen mehr oder weniger Urlaub für Bush auf seiner Ranch keine Affäre machen will, ist es doch bemerkenswert, was er zu sagen hatte, als sich Kriegsgegner im Jahr 2005 darüber beschwerten, dass er seine *fünf Wochen* Sommerurlaub mitten im Irakkrieg nahm: »Ich denke, die Leute wollen, dass der Präsident gesund bleibt.« Soll man daraus schließen, dass Bushs Gesundheit darunter leiden würde, wenn er keine fünf Wochen Urlaub macht? In seinem Alter und mit seiner ausgezeichneten Fitness hätte er ohne weiteres einen viel kürzeren Urlaub nehmen können. Tatsächlich hätte er, wenn die Lage es erfordert hätte, sieben Tage in der Woche mit seinen Beratern daran arbeiten

können, wie man das Engagement im Irakkrieg beenden konnte, und er hätte sich dennoch während seiner ganzen Amtszeit bester Gesundheit erfreuen können. Ich bin jetzt dreiundsiebzig und habe jahrelang sieben Tage in der Woche gearbeitet, aber ich bin immer noch imstande, eine Runde um den Block zu laufen. Was noch wichtiger ist: Ich trage für niemand sonst die Verantwortung, nur für meine Familie. Bush trägt die Verantwortung für die Führung der mächtigsten Nation der Erde. Wenn Sie, Mr. Bush, behaupten, dass Sie sich wegen Ihrer Gesundheit auf der Ranch aufhielten, so ist das eine dreiste Lüge. Sie haben fünf Wochen lang dort gesteckt, weil Sie sich fünf Wochen lang amüsieren wollten.

Anschließend sagte Bush: »*Es ist auch wichtig für mich, mein Leben weiterzuführen, ein ausgeglichenes Leben zu bewahren.*« Anders ausgedrückt: keine Opfer zu bringen. (Fragen Sie 1000 Politiker, ob sie bereit wären, ein ausgeglichenes Leben aufzugeben, wenn sie dafür den Job des US-Präsidenten bekämen. Mindestens 998 von 1000 wären nicht nur sofort dazu bereit, sondern würden sagen: »Ich würde an 50 Tagen in der Woche arbeiten, wenn es möglich wäre, und welchen Teil meines Körpers soll ich Ihnen opfern, das linke Bein oder den rechten Arm?«)* Bush fuhr fort: »Ich achte außerdem sorgfältig darauf, dass ich ein erfülltes Leben führe, und werde das auch weiterhin tun.« Im Klartext: »Ich werde mich auf diesem Posten nicht abrackern. Ich will mich auch amüsieren und das Leben genießen. Wissen Sie, man lebt doch nur einmal.« Aber werter Herr Bush, all die Teenager und jungen Männer, die Sie in den Irak geschickt haben, damit sie für Sie kämpfen, haben keine Zeit für Spaß und Vergnügungen, und sie laufen an 24 Stunden am Tag Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden. Und jene Tausende, die bereits umgekommen sind, werden sich keine Sekunde mehr amüsieren.

In einer Rede vom 28. Juni 2005 in Fort Bragg, North Carolina,

---

* Sie würden das sagen, weil die Ernennung zum Präsidenten der Vereinigten Staaten wohl die höchste Ehre ist, die einem Menschen zuteil werden kann, aber es wäre ihnen auch klar, dass sie dafür ein ausgeglichenes Leben aufgeben müssten. Als Barack Obama zum Beispiel noch vor seiner Kandidatur gefragt wurde, welche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, wenn er über sich und die Präsidentschaft nachdenke, da antwortete er: »Dieses Amt unterscheidet sich so sehr von allen Ämtern auf dem Planeten. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass man, wenn man dieses Amt anstrebt, bereit sein muss, *sein Leben dafür zu opfern.* Ich denke, dass man diese Entscheidung nicht treffen sollte, wenn man nicht die Bereitschaft dazu hat.«

sagte Bush, was er so oft wiederholt hat: »Inmitten der ganzen Gewalt [im Irak] fragen sich, wie ich weiß, viele Amerikaner: Ist es dieses Opfer wert? Es *ist* es wert.« Bush hat natürlich leicht reden, weil andere Menschen sich opfern. Obwohl Bush der Meinung ist, dass es notwendig sei, Tausende junger Amerikaner im Irak zu opfern, hält er selbst (oder einer seiner reichen Freunde) es, wie gezeigt, nicht für nötig, selbst irgendwelche Opfer zu bringen. Tatsächlich hat Bush, bezeichnenderweise, niemanden, keinen einzigen amerikanischen Bürger dazu aufgefordert. In jedem anderen Krieg, den dieses Land führte, wurde von der ganzen Nation erwartet, in der einen oder anderen Form mitzuhelfen, sei es durch die Einberufung, höhere Steuern (ohne Ausnahme) oder die Rationierung bestimmter Produkte. Im Irakkrieg hat Bush das Wort »Opfer« zwar gebetsmühlenartig in seinen Reden wiederholt, aber die *einzigen* Menschen in Amerika, von denen er Opfer erwartet, sind die Soldaten und deren Angehörige. Diese Tatsache bleibt auch den Soldaten keineswegs verborgen, vor allem wenn sie zu einem kurzen Heimaturlaub aus ihrem Dienst zurückkehren. Sie erleben ein Land, das *genauso* aussieht wie vor dem Krieg. Wie ein Veteran des Irakkriegs einmal sagte: »Der Präsident mag sagen, so oft er will, dass wir im Kriegszustand leben. Das tun wir nicht. Das Militär ist im Krieg. Und die Militärangehörigen sind im Krieg. Alle anderen gehen einkaufen oder sehen sich die Sendung ›American Idol‹ an.«

6. Die folgende Episode ereignete sich in Tiflis in der ehemaligen Sowjetrepublik Georgien am 9. Mai 2005, zu einer Zeit, als im Irak die schwersten Kämpfe ausgetragen wurden. Ein Zeitungsartikel berichtete, dass Bush bei der Landung in Georgien »ausgelassen« wirkte, dass er »gute Laune« gehabt habe, während er und seine Frau Laura mit dem georgischen Staatspräsidenten ein ausgiebiges Dinner einnahmen. Das Essen schmeckte ihm vorzüglich. »Er aß nicht nur. Er bestellte noch mehr«, sagte ein georgischer Regierungsvertreter. »Köstliches Essen, wirklich gut«, sagte Bush. Vor dem Mahl hatte er sich einen gesunden Appetit verschafft, indem er auf eine Straßenbühne mit georgischen Tänzern kletterte und dann »im Elvis-Stil zu den Klängen dröhnender Folkmusik die Hüften schwang«.

Denken wir nur einen Moment lang an Leon, den bereits er-

wähnten 20-jährigen amerikanischen Marineinfanteristen, der davon träumte, in Los Angeles Polizist zu werden, und dann im Irak durch einen Kopfschuss getötet wurde. Erinnern wir uns, wie der Kamerad, während Leon nach und nach verblutete, seinen Kopf in die Hände bettete und ihm Mut zusprach. Zur gleichen Zeit, als Menschen wie Leon und andere amerikanische Soldaten und irakische Frauen und Kinder einen ähnlichen grausamen Tod starben, tanzte ein grinsender George W. Bush auf einer Straßenbühne in Georgien, schwang zu dröhnenden Klängen die Hüften wie Elvis und amüsierte sich. Das Leben ist schön. Und herrlich. Die Schreie, das Blut und die Toten waren weit, weit weg von Tiflis. Bush hatte erfahren, dass in den vergangenen zwei Tagen acht amerikanische Soldaten im Irak getötet worden waren. Aber wen kümmert das schon? Bush ganz bestimmt nicht.

In ähnlich munterer Stimmung tanzte Bush am 25. April 2007, ohne auch nur im geringsten anzudeuten, dass er noch etwas anderes als Vergnügungen im Sinn hatte, voller Schwung und sichtlich mit Hingabe neben dem Tanzdirektor der West African Dance Company im Rosengarten des Weißen Hauses. Er fuchtelte wild mit den Armen und grölte die rhythmische afrikanische Musik lautstark mit. Am Vortag hatte die ›New York Times‹ gemeldet, dass neun GIs am 23. April von einem Selbstmordautobomber in die Luft gesprengt worden waren.

Ferner (und das sind nur einige von unzähligen Beispielen) machte Bush am 15. Januar 2008 bei einem Staatsbesuch in Saudi Arabien einen 90-minütigen Rundgang durch das saudische Museum für Landesgeschichte. Ein Reporter der ›Los Angeles Times‹ schrieb, dass Bush während der Begrüßungszeremonie »einen Säbel über den Kopf hielt und ihn mit einem breiten Grinsen zum Trommelschlag schwang. Als wir uns am frühen Nachmittag mit den Reportern trafen, sagte er, er sei ›in großartiger Stimmung‹.«

Und am 4. März 2008, als Bush vor John McCain zu einer Pressekonferenz im Weißen Haus kam, auf der Bush planmäßig McCains Kandidatur für die Präsidentschaft unterstützen sollte, da legte der amtierende Präsident spontan zur Unterhaltung der versammelten Medienvertreter einen Stepptanz aufs Parkett.

Der Mann ist gut drauf, das steht fest.

Nehmen wir noch ein Beispiel aus der Vergangenheit: Der Autor Frank Bruni, der mehrere Jahre lang für die ›New York Times‹

über Bush schrieb, schildert in seiner wohlwollenden Biographie ›Ambling into History: George Bush‹, einen Vorfall vom September 1999, als Bush Gouverneur von Texas war. Es war an der Texas Christian University in Fort Worth bei einer Gedenkfeier für sieben Menschen, die einige Tage zuvor in einer Kirche von einem Amokläufer erschossen worden waren. Bruni schreibt, das Stadion, in dem die Feier stattfand, sei »ein Ort unheimlicher Stille und Ruhe gewesen, die Tausende von Teilnehmern seien mit gesenktem Kopf gesessen oder gestanden«. Bush saß ganz vorn, und die Reporter, darunter Bruni, suchten sich einen Platz so nahe hinter ihm wie möglich. Bruni schreibt: »Während Priester predigten und Sänger sangen und eine Stadt betete, drehte Bush sich von Zeit zu Zeit um und lächelte uns zu. Er runzelte die Stirn, als wolle er uns wortlos fragen, was wir denn da hinter ihm wollten … Einmal, als jemand in der Nähe unserer Plätze einen Kasten mit Plastikflaschen fallen ließ und Lärm machte, schaute Bush uns mit einem tadelnden ›Könnt ihr euch nicht benehmen‹-Ausdruck an und ließ sein amüsiertes Gesicht sehr lange in unsere Richtung gedreht.«

7. Dass im Irak keine Massenvernichtungswaffen gefunden wurden, dass also der Grund für die Invasion im Irak wegfiel, war doch eine ziemlich ernste Angelegenheit. Habe ich recht? Ganz bestimmt würde ausgerechnet Bush keine Witze darüber reißen. Weit gefehlt. Bei einem Essen der Vereinigung aller Rundfunk- und Fernsehkorrespondenten in Washington, D.C. am 24. März 2004 zeigte Bush den Teilnehmern auf einer großen Leinwand Aufnahmen von sich selbst, wie er auf allen vieren im Oval Office unter den Möbeln und hinter dem Vorhang nach den fehlenden Waffen sucht. »Die Massenvernichtungswaffen müssen doch hier irgendwo sein«, sagte er zum Publikum. »Nein, hier sind keine Waffen, vielleicht dort.« Bush zog den angeblichen Grund für seinen Krieg ins Lächerliche, einen Krieg mit über 100 000 Opfern. Und das soll lustig sein? Für Bush war es das wohl. Ein weiterer Abend voller Spaß für Bush, während im fernen Irak das Blutbad weiterging.

8. Auch nach einem Besuch im Januar 2006 im Brooke Army Medical Center in San Antonio, wo amerikanische Soldaten behandelt wurden, die im Irak einen Arm oder ein Bein verloren hatten, fand Bush einen Anlass, einen lockeren Witz zum Besten zu geben. Er

sagte den Reportern: »Wie Ihnen vielleicht aufgefallen ist, habe ich selbst eine Wunde erhalten – nicht hier im Krankenhaus, sondern im Kampf mit einer Zeder. Ich habe gewonnen. Die Zeder hat mir einen kleinen Kratzer verpasst. Allerdings konnte ich einen größeren chirurgischen Eingriff vermeiden.« Worauf ich hinaus will: Bush war nicht gewillt, sich von irgendwelchen Soldaten, die er an dem Tag sah und denen wegen seines Krieges ein Arm oder Bein fehlten, das Recht streitig machen zu lassen, Witzchen zu reißen, nicht eine Sekunde lang.

9. Am Samstag, dem 13. August 2005, genoss Bush seinen Sommerurlaub auf der Ranch in Crawford. Am Anfang der Woche, am 8. August, hatte die ›New York Times‹ gemeldet, dass am Wochenende drei amerikanische Soldaten getötet worden waren und dass bislang 1821 amerikanische Männer und Frauen in dem Krieg umgekommen waren. Am nächsten Tag, dem 9. August, fielen fünf weitere US-Soldaten im Kampf, vier im Feuer Aufständischer in der Nähe von Tikrit, und 22 irakische Zivilisten wurden im ganzen Land getötet. Am 10. August berichtete die ›Los Angeles Times‹: »Mindestens 43 Amerikaner und 124 Iraker sind im Laufe der letzten beiden Wochen bei Angriffen der Aufständischen getötet worden.« Die Woche, die am 15. August 2005 begann, war eine weitere typische Woche im Irak. Bis zum 19. August kamen neun amerikanische Soldaten ums Leben, vier davon bei der Explosion einer Straßenbombe am 18. August. Neben den anderen zivilen Opfern in dem Zeitraum töteten am 17. August drei Autobomben in und um einen überfüllten Busbahnhof in Bagdad mindestens 43 Menschen und verwundeten 88. »Die Detonationen setzten um 7.50 Uhr ein«, berichtete die ›New York Times‹, »und die Körperteile flogen quer durch den Busbahnhof. Die entsetzten Überlebenden jammerten und flüchteten in Panik.«

Inmitten dieser Ereignisse schilderte Bush am 13. August 2005 nach einem herzhaften Frühstück den Reportern seinen geplanten Tagesablauf: »Ich werde mit Außenministerin Rice zu Mittag essen, ein wenig übers Geschäft reden; eine Bekannte aus Südtexas namens Katherine Armstrong ist hier zu Besuch; dann ein Nickerchen. Ich lese gerade ein Buch von Elmore Leonard, am Nachmittag werde ich mir noch ein paar Seiten Elmore Leonard reinziehen; dann gehe ich mit meinem Kumpel Barney [Bushs Hund] angeln;

ein leichtes Abendessen und anschließend zum Baseballspiel. Gegen 21.30 Uhr gehe ich ins Bett und wache gegen 5 Uhr auf. *Ein perfekter Tag also.*«

Als ich die letzten Worte las, sagte ich mir: »Oh nein, Hurensohn – wenn ich Sie so nennen darf, Herr Präsident – Sie werden keinen perfekten Tag erleben.[7] Oder vielleicht sollte ich sagen, wenn ich etwas zu sagen hätte, dann würden Sie Ihr ganzes Leben lang nie wieder einen perfekten Tag erleben. Weil ich Ihnen nämlich etwas zu denken geben würde, das Sie mit ins Grab nehmen müssten. Das ist das Mindeste, was ich für die jungen Amerikaner tun kann, die aus dem Krieg in einer Kiste oder in einer Urne zurückkamen, und für die Tausende unschuldiger Männer, Frauen und Kinder im Irak, die wegen Ihres Kriegs sterben mussten. Das ist das Mindeste, was ich tun kann.«

Um die ganze Reichweite von Bushs Kommentar zu seinem »perfekten Tag« auszuloten, fordere ich die Leser auf, sich einen Moment lang vorzustellen, wirklich vorzustellen, wie unbeschreiblich schrecklich es wäre, wenn der eigene Sohn – der gerade im Footballteam an der Highschool spielt oder aufs College geht oder verheiratet ist und eine Arbeit gefunden hat – im Irak in die Luft gesprengt worden wäre und seine zerfetzte Leiche in einer Kiste nach Hause käme. Das ist ein so schrecklicher Gedanke, dass man ihn allenfalls ein paar Augenblicke lang ertragen kann. Und dann stellen Sie sich vor, Sie würden in der Zeitung lesen, dass der Mann, der den Tod Ihres Sohnes verschuldet hat, indem er ihn unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in den Krieg geschickt hatte, den Reportern mit einem Lächeln auf den Lippen mitteilt, dass er einen »perfekten Tag« verbringen würde.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber wenn ich jemals einen Menschen getötet hätte, und sei es bei einem Autounfall, dann würde ich vermutlich mein Leben lang keinen perfekten Tag mehr verbringen. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass kein anderer US-Präsident, wenn er den Krieg im Irak angeordnet hätte und wenn über 100 000 Menschen dabei umgekommen wären, noch einmal einen perfekten Tag verbringen würde, nicht einmal, wenn der Krieg gerechtfertigt gewesen wäre. Wenn man nun die Tatsache in Betracht zieht, dass dieser Krieg nicht gerechtfertigt war, sondern dass Bush das Land unter Vorspiegelung falscher Tatsachen in diesen Krieg trieb, dann überschreitet es schlichtweg jegliche Grenze

des aus moralischer Sicht akzeptablen menschlichen Verhaltens, wenn er munter und fröhlich Pläne für einen »perfekten Tag« schmiedet.

Bei all dem Tod, Grauen und Leid, das er Hunderttausenden von Menschen zugefügt hat, sollte man da nicht zumindest ein wenig Reue, ein wenig Niedergeschlagenheit von Bush erwarten? Aber darauf wartet man vergeblich. »Mir geht's ziemlich gut«, sagte Bush am 4. Dezember 2007 auf einer Pressekonferenz des Weißen Hauses, »ich bin recht zufrieden mit meinem Leben.« Können Sie sich das vorstellen? Der Mann hat fast die gesamte zivilisierte Welt gegen Amerika aufgebracht; er hat dieses Land mehr als eine Billion Dollar gekostet, und ein Ende ist noch nicht abzusehen; er hat buchstäblich die irakische Nation zerstört; und was am wichtigsten ist: Er ist unmittelbar verantwortlich für den gewaltsamen und grauenvollen Tod von mehr als 100 000 Menschen. Nichtsdestotrotz erklärt er, dass er »mit seinem Leben zufrieden« sei. Das ist schlichtweg so unglaublich, dass es einem die Sprache verschlägt. Selbst wenn Bush nur einen verzeihlichen Fehler begangen hätte, als er dieses Land in den Krieg führte, und keinen Mord, wovon ich fest überzeugt bin, was für ein Monster ist dieser Mann, der angesichts der Folgen seines Tuns mit seinem Leben rundum zufrieden ist?

Deshalb meine Frage: Gibt es eine Möglichkeit, George W. Bush vor Gericht zu bringen? Diese Frage werde ich im folgenden Kapitel beantworten.